Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung

herausgegeben von

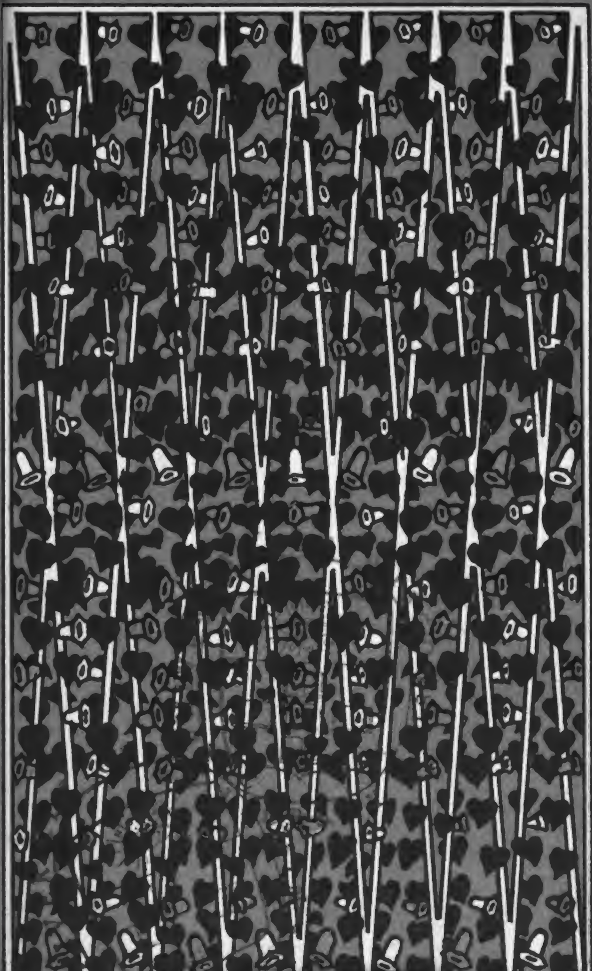
Guido Höller



Gesund und frohen Mutes

Otto Ernst Schmidt, Lehrervereinigung zur Pflege der Künstlerischen Bildung in der Schule, Hamburg

end



UNIVERSITY OF WISCONSIN
NUMEN LUMEN
LIBRARY

Digitized by Google

Walburga Geiger
1. Nov. 1910

Digitized by Google

Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung

herausgegeben von

Guido Höller



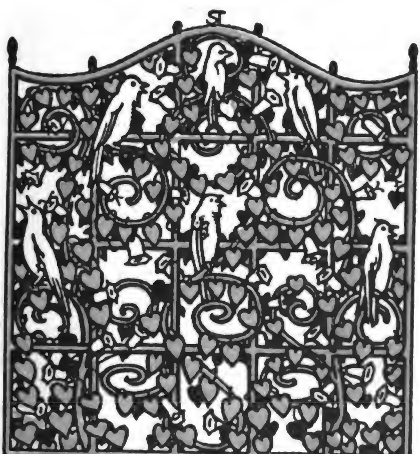
Erstes-Zehntes Tausend

Digitized by Google

Gesund und frohen Mutes

Eine Auswahl aus den Werken von

Otto Ernst



Leipzig · Verlag von L. Staackmann

Digitized by Google

Buchausstattung und Einband nach Zeichnungen
von Professor Hugo Steiner-Prag.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1910 by Otto Ernst.

Digitized by Google

PT
2638
M5
G4

Zur Einführung

Auch in der Literatur dürfen die Toten den Lebenden ihr Recht nicht verkümmern. Gewiß wäre es nicht nur pietätlos, beim Tode eines Dichters zu sagen: Laßt die Toten ihre Toten begraben, sondern auch unökonomisch; denn die Kraft, die ein hervorragender Mensch während seines reichen Lebens ausgeströmt hat, ist nicht verflogen, wenn sein Leib zerfällt; sie wirkt vielmehr als geistige Macht im Gesamtleben der Nation und der Menschheit weiter. Es ist daher eine ebenso schöne als wertvolle Aufgabe, sein Andenken unter den nachfolgenden Geschlechtern wachzuhalten und seine geistigen Werte zur Steigerung ihrer Lebensenergien fruchtbar zu machen. Hat man es auch zeitweilig vergessen, so hat man später noch jedesmal mit um so größerem Eifer die unbeglichenen Ehrenschulden honoriert, so daß dann wiederum die Gefahr vor der Tür liegt, über dem Kultus der Verstorbenen diejenigen gering zu achten, zu übersehen, die mitten im Gewoge der kampfreichen Gegenwart stehen und die uns Führer sein können durch das Meer der das eigene Leben umbrandenden Theorien, Anschauungen und Vorurteile. Es müßte eigentlich nichts natürlicher erscheinen, als daß der Mensch, schon aus reinem Egoismus, um sich im Daseinskampfe mit voller Kraft zu behaupten, auf die sehen und hören würde, die ihm am besten helfen können.

Digitized by Google

Und doch ist nichts häufiger, als daß erst mit dem Tode eines Dichters eine weiter greifende Verehrung einsetzt, als daß man ihm vor seinem fünfzigsten Geburtstag wenigstens keine öffentlichen Ehrungen zuteil werden läßt. Denn die geistige Not der eigenen Zeit wird nur von wenigen stark genug empfunden; auch vermag der Durchschnitt erst dann eine neue Individualität zu begreifen, wenn sie von der Kritik abgestempelt worden ist, und steckt in den meisten Menschen unausrottbar ein Stück Philistertum, das in der ständigen Furcht lebt, ein Mitmensch könne durch Anerkennung eitel gemacht und zur Überhebung verführt werden. Und nichts ist dem ruhigen Bürger unerträglicher als Stolz und Selbstbewußtsein, die auf einem Holz wachsen, wo er nicht ernten kann, und er pflegt sie dann Anmaßung und Unbescheidenheit zu nennen und sich berechtigt zu halten, einen solchen Menschen möglichst zu ignorieren, bis er die bürgerlichen Tugenden erlernt hat oder die Zeichen des hereinbrechenden Alters ihn menschlich verehrungswürdiger machen. Nun, allen gerechten Kammachern sei es zum Troste gesagt, daß Otto Ernst bald seinen fünfzigsten Geburtstag feiert und daß damit auch für die großen Heerhaufen des Krähwinkler Landsturms die Zeit herbeikommt, da sie anfangen können, die Begeisterung ihres Herzens unbeschadet zu entladen.

Otto Ernst — der Schriftstellername wurde durch Weglassung des Familiennamens Schmidt gebildet — wurde am 7. Oktober 1862 zu Ottensen bei Hamburg geboren, wo sein Vater Asmus Ludwig Schmidt Zigarrenmacher war. Der Verdienst war meist kärglich, und die Familie vermehrte sich rasch, so daß Frau Sorge im Hause der häufigste Gast war. Trotzdem hatte der Knabe keine freudelose Jugend; denn durch seinen Vater vergoldeten nicht nur die größten Geister der Dichtkunst und der Musik die engen, armseligen Räume,

Digitized by Google

sondern die alles verstehende Milde des Vaters hielt auch den harten Druck des Nahrungskampfes nach Möglichkeit von ihm fern. In seinem Roman: Asmus Sempers Jugendland hat Otto Ernst — auch ohne autobiographische Form durchsichtig genug — die Geschichte seiner Kindheit mit großer Treue erzählt und besonders die Fäden seiner inneren Entwicklung aufgedeckt. Leicht ist es ihm nicht gemacht worden, aus den Tiefen des Lebens zur Sonne emporzusteigen. Der stille, verträumte Knabe lernte nur schwer sich in der sachlichen, harten Welt zurechtfinden: die weltgewandteren Mitschüler hänselten ihn gern und ließen ihre Bosheit gar oft an ihm aus; die schnell zugreifende Mutter hätte ihn gern lebenstüchtiger gesehen; sie fürchtete, daß das väterliche Erbteil zu mächtig in ihm werden und er gleich dem Vater die Erwerbstätigkeit über der Fülle der inneren Gesichte vernachlässigen könnte; die geringen Kenntnisse, die die Dorfschule übermittelte, schienen jedes höhere Streben niederzuhalten. Aber es zeigte sich, daß der Knabe von beiden Eltern das Beste ihres Wesens geerbt hatte, so daß, als der Begabung die äußere Hilfe zuteil wurde, — einer seiner Lehrer, Bindrich, gab ihm unentgeltlich Privatunterricht — es ihm gelang, in das Hamburger Lehrerseminar aufgenommen zu werden. Die erste Stufe war erstiegen; der staubige Tabakstisch war versunken, und ein goldenes Ziel winkte und lockte. Froh fühlte der Jüngling tieferes Fahrwasser unter dem Kiel seines Lebensschiffes, und trotz mancher Untiefe ging es nun mit eigenem Winde flott vorwärts. Diesen Teil seines Lebens erzählt Otto Ernst im zweiten Bande seines autobiographischen Romans, in Semper dem Jüngling. Wir sehen ihn weiter die Leiden und Freuden einer langjährigen, wenn auch geistig angeregteren Schulzeit kosten, sehen seine Kräfte wachsen in langen Gesprächen mit der

Digitized by Google

einsamen Natur und in heißen, stürmischen, bis zum Morgengrauen währenden Sitzungen mit seinen Freunden, sehen seinen Geist reifen durch bittere und süße Lebenserfahrungen, bis das Langersehnte eintritt und er jungen Menschenseelen gegenübersteht. Aber gerade hier gähnt eine tiefe Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, wird nicht alles Frucht, was ein jugendlicher Enthusiasmus sich erträumte. Da ergreift ihn die Liebe und läßt seinen leise fließenden Liederquell reicher und voller strömen, und er gewinnt eine Lebensgefährtin, deren tapfere Liebe seinen Lebensmut stärkt. Im Jahre 1887 heiratete Otto Ernst eine Kollegin, Helmy Scharge. Zu den geistigen Nöten kommen neue Sorgen. Das Gehalt von 1500 M. wird schmal, als Kinder kommen, die die Nebenverdienste mit verschlingen. Aber niederdrücken läßt sich sein gesunder Optimismus nicht, der vielmehr in diesen schweren Tagen aus der individuellen Beschränktheit die Breite und Höhe einer die Menschheit erlösenden Weltanschauung erreicht. Er tönt rein und voll in dem schönen Gedicht Chidher wider, das Otto Ernst für die Hundertjahrfeier des großen hamburgischen Lehrervereins gedichtet und das er auch an das Ende des zweiten Teils seines autobiographischen Romans gestellt hat:

— — Soweit in diesem Reich des Lebens
Die Wasser wandern, hat noch nie ein Quell,
Noch nie ein Strom den Weg zurück genommen —
So glaube: auch der Strom des Lebens nicht.
„Vorwärts zum Licht!" das ist der Sinn der Quellen,
„Vorwärts zum Licht!" das ist der Ströme Sinn,
Die deine Seele, deinen Leib durchrinnen.
Er, der die Welt gewollt und dessen Namen
Kein endlich Wesen nennen darf noch kann,
Er gab, daß eures Wesens tiefste Quellen
Zum Lichte gehn — und gab euch, daß ihrs wißt. —

Digitized by Google

Dieser Optimismus ist der unerschütterliche Fels, der seine Lebensanschauung und sein dichterisches Schaffen trägt.

Von jetzt ab fehlt eine zusammenfassende Darstellung der Lebensgeschichte von des Dichters Hand; ein dritter Band: Semper der Mann ist zwar geplant, aber noch nicht geschrieben. Aber die Gedichte, Essays, Novellen, Dramen und Plaudereien, die seiner sich immer reicher entfaltenden Produktionskraft in buntem Wechsel entströmen, geben über seinen inneren und äußeren Lebensgang genügend Aufschluß. Zunächst drängen die pädagogischen Kräfte Otto Ernst zu schriftstellerischem Schaffen. Zwar in das eigentliche Reich des Schulmeisters, in die Schulstube, läßt er uns nur selten hineinblicken; ihn treibt es von vornherein, größere Kreise zu ziehen. „Die literarische Interesselosigkeit, die Ende der achtziger Jahre in Hamburg von einer Stärke war, wie sie kaum in irgend einer anderen großen Stadt wiederzufinden sein dürfte," ließ in Otto Ernst und einigen seiner Freunde den Gedanken entstehen, eine Gesellschaft zu gründen, die das Interesse für die Erzeugnisse namentlich der zeitgenössischen Literatur wecken und beleben sollte. Im Jahre 1891 trat sie dann ins Leben mit 250 Mitgliedern; Otto Ernst hielt den ersten Vortrag über Zwecke und Ziele der Gesellschaft und wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt. Viele Jahre hindurch hat er dieses Amt bekleidet und innerhalb der ersten zehn Jahre ihres Bestehens 17 Vorträge gehalten, von denen viele in das Buch der Hoffnung aufgenommen sind, so daß Otto Ernst ein Hauptteil an der literarischen Erziehung des hamburgischen Publikums zukommt. Abgesehen von der straffen und soliden Organisation waren es besonders folgende Grundsätze, die Otto Ernst vertrat: weniger ästhetisierende Theorie als lebendige Dichtung; Hinführung des Publikums

Digitized by Google

an die Dichtung selbst, und zwar ohne jeden Unterschied der „Richtung"; schrittweises, planmäßiges Fortschreiten von den leichter faßlichen Werken zu den schwerer zugänglichen ohne Zugeständnisse an den Ungeschmack; energische Bekämpfung der Ausländerei wie aller lokalnepotischen Dilettantenbegünstigung. Namentlich das letzterwähnte Bestreben hat Otto Ernst manche Anfeindung eingetragen.

An der Vereinsarbeit der Lehrerschaft hat er natürlich auch regen Anteil genommen. Er hat besonders das Wort geführt für die „Pädagogik der Kunst", für die künstlerische Ausgestaltung des Literaturunterrichts in der Volksschule, und hat als ein Vorkämpfer der weltlichen Schule die zentrale Stellung des Religionsunterrichts durch einen nach künstlerischen Prinzipien erteilten Literaturunterricht ersetzen wollen. Die betreffenden Aufsätze sind im Offenen Visier und im Buch der Hoffnung zu finden. Damit aber die Lehrerschaft stärker für die Fragen der künstlerischen Erziehung interessiert würde, schloß sich eine Reihe Volksschullehrer im Jahre 1896 zur Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung zusammen, und in ihrem Auftrage hielt Otto Ernst auf der Deutschen Lehrerversammlung zu Hamburg 1896 ein Referat über die Frage: Was soll und kann die Schule für die künstlerische Erziehung tun? Wenn auch seine These, daß die ästhetische Erziehung der intellektuellen und moralischen Erziehung gleich zu werten sei, abgelehnt wurde, so haben doch die nächsten Jahre einen derartigen Fortschritt gebracht, daß sie jetzt für den größten Teil der Lehrerschaft als selbstverständlich gilt. — Im Jahre 1889 ist Otto Ernst zuerst als Rezitator vor die Öffentlichkeit getreten; seine feine, allein durch das Wort wirkende Vortragskunst hat ihm beispiellose Erfolge durch das ganze deutsche Europa gebracht, und sie vor allem hat die Freude

Digitized by Google

an der Dichtung in die weitesten Kreise getragen. Die dichterische Produktion floß ebenfalls mit den Jahren reicher; 1888 war seine erste Gedichtsammlung erschienen, die mit dem Augsburger Schillerpreis ausgezeichnet wurde; 1891 folgte sein erstes Novellenbuch: Aus verborgenen Tiefen; 1895 sein erstes Drama: Die größte Sünde, und 1899 der erste Band 'seiner humoristischen Plaudereien: Ein frohes Farbenspiel. Aber trotzdem gestalteten sich die äußeren Verhältnisse des Dichters nicht so günstig, daß er daran denken konnte, den Lehrerberuf aufzugeben, den er bei seiner großen Schaffenskraft allmählich doch als Hemmschuh empfinden mußte; das schwer erkämpfte Ziel seiner Jugend war ihm zu eng geworden, seitdem er sich berufen fühlte, zu seinem Volke, zur Menschheit zu sprechen. Als daher sein zweites Bühnenwerk „Jugend von heute", und noch mehr sein drittes: „Flachsmann als Erzieher" einen außerordentlich starken Erfolg hatten, legte Otto Ernst sein Amt nieder. Dem neuen Stoff des Flachsmann darf man wohl einen Teil der Wirkung zuschreiben; denn trotz Dreyers Probekandidat hat erst Otto Ernsts Komödie die Schule für die Bühne erobert, wie Hartleben mit seinem Rosenmontag die Kaserne der dramatischen Behandlung gewonnen hat. Hamburgische Volksschullehrer veranstalteten daher am Abend der ersten Aufführung in Hamburg dem scheidenden Kollegen ein kleines Fest im Ratsweinkeller, und unter dem Klingen der Gläser und den Glückwünschen seiner Freunde nahmen sie von ihm Abschied, der für die Anerkennung der Volksschule und ihrer Lehrer so viel getan hatte. Otto Ernst ließ sich in Groß-Flottbeck bei Hamburg nieder, um in ländlicher Stille und im Frieden seines Hauses als freier, unabhängiger Mann seinem Dichterberuf zu leben.

Digitized by Google

In stetig aufsteigender Linie hat sich Otto Ernsts Leben bewegt; sie wurde gewonnen und festgehalten durch zähes Einsetzen der ganzen Kraft, die selbst in den schweren Tagen seelischen Kummers und häuslicher Sorge nicht erlahmte. Denn der frohe Glaube schlug in ihm Wurzeln, daß sich trotz aller Lüge und Gemeinheit, trotz aller Roheit und Stumpfheit das Gute, Schöne und Wahre in der Menschheit doch durchsetzen werde. Vor der Märtyrergestalt des Hohen muß in der Menge einmal alles Unedle und Selbstsüchtige verstummen, indes die Jugend dem Verfolgten in reiner Begeisterung den goldenen Kranz der Unsterblichkeit aufs blutende Haupt legt, und so beginnt und schließt „Das Gesicht der Wahrheit" mit dem zuversichtlichen Akkord:

„Seit wenig Tagen geh ich fromm und froh
Durchs Treiben dieser Welt; denn eine Mär
Kam mir von irgendwo und irgendwann,
Die mir das Herz mit jungem Glauben füllt."

Mit diesem sichern Schatz im Herzen blickt er in das Getriebe des Lebens hinein, holt er mit starker Hand alles hervor, was gesund, gut und groß ist und gibt ihm Gestalt und Ausdruck. So wird Otto Ernst ein Dichter der Lebensbejahung, des weltfreudigen Daseins. Aber er vertritt nicht jenen flachen Optimismus, der nur genießen will und die Welt für vollkommen hält, weils ihm gut geht. Wohl kennt er fröhliches Genießen, wie jeder lebensstarke Mensch, und er weiß den Reiz eines reichen Mahls mit lieben Freunden zu schätzen und mit Behagen darüber zu plaudern, wie er auch Wert auf den Ruhm eines guten Wirtes legt.

„Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben,"

Digitized by Google

heißen die Verse, die den Strophenschluß eines Liedes (Mihi est propositum) bilden, das mich in der heiteren Lebensfreude und den leichtfließenden Rhythmen an Goethes gesellige Lieder erinnert. Aber es ist ein Genießen, das nach ernster Arbeit winkt und aus dem Born eines nicht niederzuringenden Lebensgefühls hervorströmt, eines Gefühls, das Storm in die Worte faßt:

„Und wimmert auch einmal das Herz —,
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissens doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen."

Stellt auch Otto Ernst mit Vorliebe die aufwärtstreibenden Kräfte des Lebens dar — wovon dieser kleine Sammelband Zeugnis ablegen soll — so sind ihm selbstverständlich auch seine abwärtsführenden Mächte nicht unbekannt. Er ist ein viel zu scharfer Beobachter und hat ein viel zu treues Gedächtnis, als daß er sie übersehen könnte. Er weiß und hat es auch dargestellt, daß manch armes Lebensschifflein den Stürmen nicht gewachsen ist und sich verzweifelnd in den Schoß der allerbarmenden Mutter Erde rettet, daß nicht alle Tugend belohnt und alle Laster bestraft werden, daß der Gesinnungslose und Selbstsüchtige nicht selten triumphiert und manches Menschenleben in Not und Schmutz drückt, und daß die Macht über das Recht geht und erbarmungslos, was sich ihr widersetzt, niedermäht. Aber sie vermögen nach seiner hoffnungsfrohen Weltanschauung den Höhentrieb, der in der Menschheit lebt, nicht niederzuhalten, und darum donnert er nicht in wildem Zorne auf die sündige Welt herab, lamentiert er nicht in fruchtlosen Klagen über die allzu vielen Verlorenen und Zertretenen, sondern schwingt er lieber, aus wehem Herzen lächelnd, die Pritsche und die Narrenkappe, daß sie vernehmlich erklingen. Otto Ernsts Satire trifft da-

Digitized by Google

her zwar den Nagel auf den Kopf; aber sie verbittert nicht, löst vielmehr ein befreiendes Lachen aus, wenn wir Frau Beate Stupiditas sich über die Dummheit beklagen hören, die jeden Fortschritt aufhalte, und wir den Löwen die graue Eselei als goldene Lebensmitte hinstellen sehen. Doch das Lebenfördernde ist sein eigentliches Element, in dem er sich je länger, je lieber tummelt. Das eigene Leben ist der unerschöpfliche Quell seiner Dichtungen. Aber er gibt die Erlebnisse nicht mit naturalistischer Treue wieder; denn die Kunst soll nicht das Leben mit all seinen Zufälligkeiten und Unzulänglichkeiten abphotographieren, sondern soll es verdichten und durchleuchten, daß wir ein freieres, höheres Menschentum als möglich ahnen. Deshalb hat auch Otto Ernst energisch dagegen Einspruch erhoben, daß eine Kunst, die nicht aus der drückenden Atmosphäre der moralischen Versumpftheit zu einem reineren Dasein aufblickt, sich für die allein berechtigte ausgebe. Otto Ernsts Dramen können allein unter diesem Gesichtspunkt richtig gewertet werden. Was aus der Tiefe seiner Kunst- und Weltanschauung geflossen ist, hat man als Zugeständnisse an die Wünsche des großen Publikums hingestellt. In seinem Lessingbuch, bei Betrachtung von Minna von Barnhelm hat er eine ebenso würdige als geistreiche Rechtfertigung seiner dramatischen Kunst gegeben. Die Weltanschauung des Optimismus spiegelt sich in ihr wieder; daher das Hervorheben der Lichtseiten der menschlichen Natur, daher der versöhnliche Ausgang, der manchmal ein wenig überraschend herbeigeführt ist. Zugegeben, daß Otto Ernsts lyrische und epische Begabung größer sind als seine dramatische und daß die Konflikte nicht immer tief genug gegriffen wurden, so muß man dem Dichter doch darin recht geben, daß er die Menschen edler zeichnen darf als sie im Leben sind, wenn er nur nicht die Linie

Digitized by Google

des Menschenmöglichen überschreitet, daß es kein Menschenschicksal gibt, das mit Notwendigkeit glücklich enden muß, wohl aber zahllose Schicksale, die traurig enden müssen, und daß deshalb die Tragödie eine Kunst der Notwendigkeit, die Komödie aber eine Kunst der Möglichkeit, der Hoffnung ist. Was daher im Charakter des Dichters und im Wesen der Dichtungsart begründet liegt, wollen wir nicht verdammen, um so weniger als dann kein Lustspiel vor der Kritik bestehen könnte. Ganz besonders ist Otto Ernst aber seine Märchenkomödie: Ortrun und Ilsebill ans Herz gewachsen, die eine Ausgestaltung des Volksmärchens: Vom Fischer und syner Fru ist. Im vierten Akte dieser Dichtung, sonderlich in den Worten

„Über zertretne Herzen führt kein Weg
zum Glück"

kommt der scharfe Gegensatz des Dichters gegen die individualistische Herrenmoral zum unumwundensten Ausdruck. Die Dichtung ist reich an lyrischen Klängen und spricht von der erlösenden Kraft der reinen, starken Frauenliebe, die versunkene Welten wieder zu beleben vermag. Dem Norddeutschen muß sie besonders lieb sein, da sie tief in die Poesie des Meeres getaucht ist. Hoffen wir mit dem Dichter, daß sie die Freude des Erwachsenen am Märchen wieder erwecken wird.

Stab und Schild können die Dichtungen Otto Ernsts vielen sein, vor allen den Menschen, die noch im Werden begriffen sind und die voll ins Leben hineinwachsen wollen. Es ist in ihnen so viel Gesundes und Tüchtiges, daß sie die Jugendkrankheiten des Geistes, die jeder junge Mensch durchmachen muß, zu entkräften und verkürzen geeignet sind. Für alle kommt eine Zeit, da sie glauben, daß die Familie den Menschen nur versimple und zum engherzigen Spießbürger verkümmere, da sie mehr oder minder jenem

Digitized by Google

Typus gleichen, dessen innere Dürftigkeit Otto Ernst in dem Gedichte: „Heiliger Morgen" scharf gezeichnet hat. Tragen seine Schilderungen der bräutlichen Liebe auch nicht immer ein starkes individuelles Gepräge, so sind seine Darstellungen des ehelichen Lebens doch von solcher Kraft und Schönheit, daß Otto Ernst der Dichter des Familienlebens genannt werden darf. Erst dem Manne hat sich das Gefühl der beglückenden Liebe voll erschlossen, und er deckt gern die starken Lebensquellen auf, die der innigen Gemeinsamkeit von Mann und Frau entspringen. In der „Späten Hochzeitsreise" feiert gleichsam die bräutliche Liebe nach sieben Jahren eine starke Wiederbelebung, so daß die beiden Reisenden Thüringen mit den geweihten Stätten seiner großen Männer sehen, wie es wenige gesehen haben, und die Reisetage ein helles Jauchzen sind, das durch die Größe und Schönheit des „Herzens von Deutschland" seinen vollen Grundakkord erhält; in dem Gedicht: „Genügen" zieht er das Fazit des täglichen Reichtums, das die Gemeinschaft mit Weib und Kind bringt: daß alle die in die Ferne lockenden Stimmen vor der stillen, beglückenden Häuslichkeit verstummen. Das Kind ist der gute Geist des Hauses, der alle Sorgen verscheucht. „Ein Freudentag" ist es, wenn der Junge wieder gesund ist und der Vater zum Verschwender wird und die teure Tonpfeife zertrümmern läßt; seinem Kinde in heißer Nacht einen Trunk zu reichen, wird ihm zu einem seligen Augenblick des Glücks, und der Tod verliert seinen Stachel, da er unsterblich in der Liebe seines Kindes ist, das ihm jedes graue Haar mit einem Kusse lohnt. Nirgend schöner als von Otto Ernst ist die frühe Kindheit in ihrer Märchenseligkeit dargestellt worden; der leise Klang der Wehmut, der hindurchzittert, läßt den Erwachsenen fühlen, wieviel er verloren hat. Das Jahrhundert des Kindes herbeikommen zu lassen, daran setzt

Digitized by Google

er alle Kraft, und reiche Früchte hat sein dichterisches Schaffen auf diesem Neuland getragen. Das Kind ist kein Erwachsener en miniature, das nur größer zu werden braucht, um erwachsen zu sein; es hat vielmehr durchaus eigenartiges Leben, und erst langsam wächst es hinein in die Art, wie ein großer Mensch denkt, fühlt und handelt. Darum ruft Otto Ernst den Eltern zu, die das Kind gern nach ihrem Sinne modeln möchten: „Laßt wachsen, was wachsen will, und zerdrückt die zarten Keime nicht durch euer plumpes Eingreifen; in freier Luft und Licht muß das Kind größer werden." Es ist dasselbe, was Preyer, der Begründer der Kinderpsychologie, ausdrückt: „Erst Natur ohne Dressur, dann Kultur." Seine fünf Kinder haben Otto Ernst reiches Material geliefert, und er hat seine Beobachtungen meist in humoristischen Plaudereien wiedergegeben und durch eingestreute Bemerkungen die Richtlinien für ein richtiges Erfassen gezogen. Dadurch hat er die Darstellungen über Kinder aus der Sphäre des bloßen Amüsements herausgehoben, in der sie stehengeblieben waren, wie z. B. die vielgelesenen Helenes Kinderchen bezeugen. In „Lütt Jan" hat er gedichtet, was ein Junge, der am Strande im Sand liegt und die Schiffe vorüberfahren sieht, empfindet und träumt; in den „Hosentaschen des Erasmus" erzählt er von dem pantheistischen Sammeltriebe eines Jungen, dem auch das Unscheinbarste hohen Wert hat und der meiner Erfahrung nach auch den Mädchen zugeschrieben werden darf, und „Im Seebade" von dem Spiel des Vaters mit seinem Töchterchen Appelschnut. Die Scheferschen Worte:

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger!"

Digitized by Google

sind das immer neu variierte Thema des köstlichen Buchs, das sich „Appelschnut“ nennt.

Die stoffliche Betrachtung wertet einen Dichter jedoch nur halb, nur nach dem Intellekt; es muß die Betrachtung der gestaltenden Kraft, des spezifisch Künstlerischen hinzutreten, wenn ein rundes, volles Bild von seiner Persönlichkeit entstehen soll. Stoff und Form lassen sich freilich nicht so sehr trennen, daß der eine ohne die andere angeschaut werden könnte, und erst die Form läßt einen Stoff poetisch wertvoll erscheinen. So lag in der stofflichen Zergliederung schon die stillschweigende Anerkennung, daß Otto Ernst ein Könner ist, und deshalb ist auch dabei schon manches Streiflicht auf die dichterische Form geworfen worden. Die Künstlerschaft Otto Ernsts zu zeigen bietet die Ballade Nis Randers eine besonders günstige Gelegenheit. Sie geht auf ein wirkliches Erlebnis zurück, das durch die Zeitung verbreitet wurde, so daß es auch Julius Wolff zu Ohren kam, der gleichfalls aus diesem packenden Stoff ein Gedicht machte. Es heißt: Aus Sturmes Not und bildet ein beliebtes Deklamationsstück in Dilettanten- und Künstlerkreisen, das sich aber in seiner Weitschweifigkeit, seiner geringen Anschaulichkeit und seinen abgegriffenen Reimen und Worten nur bis zur Höhe eines gereimten Zeitungsberichtes erhebt. Einige Verspaare hebe ich zur Probe heraus:

„Sie hält ihn, sie bittet, sie weint und fleht.
Daß er nicht, ihr letzter Hort noch geht:
„Denk an mich, deine Mutter! Ich alte Frau —“
„Ja Mutter, weißt du denn so genau,
Ob der auf dem Wrack dort, todesmatt,
Nicht auch daheim eine Mutter noch hat?“
Er springt ins Boot, vier Mann ihm nach,
Für solchen Seegang zu wenig, zu schwach.

Digitized by Google

Doch fahren sie los und versuchen ihr Glück,
Dreimal wirft sie die Brandung zurück.
Dann sind sie hinüber; bald hoch, und steil
Saust auf den Kamm, bald wie ein Pfeil
Schießt tief ins Wellental der Bug
Des tapfern Boots auf seinem Zug,
Verfolgt von den Blicken der Bangenden hier;
Atemlos spähen sie starr und stier".

Jede Zeile, jeder Vergleich, jeder Reim, ja fast jedes Wort von Bedeutung zeugt von der matten Seele des Dichters, die geflickt und gestückt an allen Enden hat; ja manches berührt geradezu komisch, wie die Reime: ich alte Frau und so genau, Bangenden hier und starr und stier. Man vergleiche damit die wortkarge Art wie Nis Randers die Mutter zurückweist, prüfe einen Ausdruck wie „hohes hartes Friesengewächs" auf seine charakterisierende Kraft, versenke sich in die gewaltige Schilderung des im Gewittersturm rasenden Meeres und empfinde die Wucht der machtvollen Daktylen und Trochäen der beiden Langzeilen, die durch die dritte Kurzzeile mit ihrem Auftakt energisch abgeschlossen werden, dann weiß man, was dichterisch gestalten heißt.

Fest und tief wurzelt Otto Ernsts Individualität im norddeutschen Volkscharakter, wie ein niedersächsisches Bauernhaus sicher und harmonisch dem Grün seiner Wiesen und Felder eingefügt ist. Wer einen Renaissancebau mit zierlichen Säulen oder ein Rokokohaus mit goldenen Rahmungen erwartet, wird enttäuscht werden; wer aber vorurteilslos dem Dichter in seinen Werken nachspürt, der wird seine Freude haben an den einfachen und kräftigen Linien seiner Persönlichkeit, die zwar nicht ohne Ecken, doch aus

Digitized by Google

einem Gusse ist. Wem aber einige Ecken zu sehr herauszustehen scheinen, der möge bedenken, daß ein Mensch, der während seines ganzen Lebens Kämpferstellung hat einnehmen müssen, anders geartet ist als einer, dem die freundlichen Lebensgötter die Wege geebnet haben.

Gr.-Borstel, im Mai 1910.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Gedichte

Digitized by Google

Nis Randers.

Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht mans gut:
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
Gleich holt sichs der Abgrund.

Nis Randers lugt — und ohne Hast
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
Wir müssen ihn holen."

Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein:
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
Ich wills, deine Mutter!

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
Mein Uwe, mein Uwe!"

Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und seine Mutter?"

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
Hohes, hartes Friesengewächs;
Schon sausen die Ruder.

Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muß es zerschmettern ...! Nein: es blieb ganz! ...
Wie lange? Wie lange?

Digitized by Google

Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
Sie schnauben und schäumen.

Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
Mit stampfenden Hufen!

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält —
Sie sind es! Sie kommen! — —

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . . .
Still — ruft da nicht einer? — Er schreits durch die Hand:
„Sagt Mutter, s ist Uwe!"

Der Grenzlauf.

Es hatten die von Uri und die von Glarus Streit.
Sie taten der Grenze willen einander Schmach und Leid.
Eins mähte des andern Wiese, eins haschte des andern Kuh.
Es schauten die Guten im Lande dem Hader mit Unmut zu.

Sie sprachen: „Es laufe von Altdorf, es laufe von Glarus ein Mann;
Wo sie einander begegnen, da sei die Grenze fortan.
Wenn Tag und Nacht sich gleichen, beim ersten Hahnenschrei,
Da sollen die beiden laufen, daß Recht und Friede sei."

Digitized by Google

Nun hielten heimlich die Urner den magersten
Gockel bereit,
Sie ließen ihn fasten und darben und dachten: Wer
hungert, der schreit.
Es haben derweilen die Glarner den üppigsten Hahn
sich erspäht,
Sie mästeten ihn und meinten: Wems allzuwohl ist,
der kräht.

Die Urner waren die Schlauen: Im Traum schon
krähte der Hahn;
Ihr Bote sprang wie die Gemse dahin die steigende
Bahn.
Schon glühten breiter die Gipfel in flammender
Morgenfrüh',
Da gähnte der Glarner Gockel ein faules „Kükerüküh".

Nun schwang der Glarner die Fersen als wie ein
fliehendes Wild;
Er flog wie ein Adler der Berge hinan über Fels und
Gefild.
Schon sieht er den andern kommen, da wird er zum
schwirrenden Pfeil;
Ihm brausts in den Ohren, es hämmert sein Herz in
bebender Eil.

Doch weh, es hatte der andre des Vorteils gar
zu viel!
Schon hatte der Urner den Seinen erjagt ein köstlich
Ziel.
Da bat ihn der Glarner mit Tränen: „Daß Gott dein
Herz erbarm!
Gönn uns noch diese Weide; mein Land und Volk
ist arm."

Digitized by Google

Mit Lachen rief der Sieger: „Es werde, wie du sagst,
Wenn du mich auf den Schultern hinübertragen magst!“
Da lud der wackre Glarner sich auf den starken Mann
Und schritt mit bebenden Knieen den grünen Hang hinan.

Er klimmt hinan mit Zittern, ihm schwindelt und ihm graust;
Er krallt in Gras und Felsen sich fest mit blutender Faust,
Er beißt die Lippen blutig, daß er nicht ächzen will,
Dann bricht er stumm zusammen und ist auf ewig still. —

Es stiegen aus beiden Landen zum Schiedsspruch die Männer herauf.
Es hoben mit leuchtenden Augen die Glarner den Toten auf.
Es schritten die Sieger von Uri gar langsam und stille hindann;
Sie hatten die Wiese gar gerne, sie hätten lieber den Mann.

Der gerechte Gevatter.

Ein Pilger schritt durchs Tal bergan,
Zu suchen den Gevattersmann,
Dem sich ein Herz vertrauen kann,
Weil er gerechten Sinns.

Im Sonnenglast auf hoher Hald
Ersah er eine Lichtgestalt,
Die sprach: „Dein Suchen endet bald,
Ich bin der Herre Gott.“

Digitized by Google

Doch jener rief: „Ach nein, ach nein,
Du kannst mir nicht Gevatter sein.
Dem schenkst du Lust und jenem Pein,
Oh, du bist nicht gerecht.“

Durch öden Hohlweg klomm er fort,
Da saß ein Mann an düstrem Ort,
Der sprach zu ihm mit leisem Wort:
„Nimm mich. Ich bin der Tod.“

Der Sucher sprach: „Du bist gerecht,
Den Herren schlägst du wie den Knecht,
Kein Stand ist dir zu gut und schlecht,
Es gilt, Gevattersmann!“

Und plaudernd schritten sie fürbaß.
Der Sucher sprach: „Noch künd mir das:
Warum versinkt ins Grabgelaß
Der spät und jener früh?“

Darauf der Tod: „Ein Lämpchen glüht
Für jeden, der dem Staub entblüht;
Bald früh, bald spät sein Licht versprüht,
Allwie das Öl gereicht.“

Und jener: „Sag mir dies zuletzt:
Wieviel des Öls mein Lämpchen netzt;
Sprich, wann ist mir das Ziel gesetzt?“
Da sprach der andre: „Jetzt.“

„So gib mir zu, des hast du Gwalt!“
Des Todes Hand erfaßt ihn kalt:
„Du stirbst allhier und alsobald,
Wie wär' ich sonst gerecht?“

Digitized by Google

Genügen.

Wie trüg ich wohl ein Fernverlangen,
Da hier der Tag in Rosen blüht,
Die Sonne mich erweckt mit Prangen
Und mir am Abend sanft verglüht?

Vom Garten schon in früher Stunde
Herüberträgt der Morgenwind
Ein Lied aus froher Kinder Munde —
Wie singt so hell mein eignes Kind!

Der Mittagsruf klingt durch die Saaten.
Wie Arbeit Stirn und Hände bräunt!
Es winkt, vom Werk sich zu beraten,
Zum Heimweg mir ein ernster Freund.

Wie trüg ich wohl ein Fernverlangen,
Da du mein Rebenhaus bewohnst
Und mir mit liebendem Umfangen
Am Abend jede Mühe lohnst?

Beseligt von des Tags Geschenken,
Genieß ich sein in später Ruh.
Ein letztes, leises Überdenken —
Und träumend fällt die Wimper zu. —

Hymnus an die Bäume.

O meine Bäume!
Seit meiner Kindheit ahnenden Tagen
Sprech ich zu euch, ihr edlen Vertrauten,
Sprech ich in stummer, geheimer Sprache,
Und ihr versteht mich
Und atmet mir Antwort.

Digitized by Google

Wenn von euren dunklen Wänden
Meine Seele widerhallt —
Wie wehende Andacht
Verschwiegener Hallen,
Wie heiliges Grauen
Verlassener Tempel
Faßt es mich an.

In reiner Frühe such ich euch
Erquickten Auges,
Und sieh: in euren Zweigwinkeln lauschen
Tage der Kindheit,
Auf euren Wipfeln wiegen sich
Tage der Wandrung.

Aber am sinkenden Abend,
Wenn silberne Elfenluft durch eure Zweige blickt
Und Birkenschleier im Mondlicht hangen,
Wenn der leuchtende Himmelswandrer
Mondhingewandte Seelen bindet
Mit saugendem Licht,
Dann hangen an euren Stämmen
Schatten der Schwermut,
Und im Gewirr eurer Zweige
Leuchten und dunkeln Geheimnisse
Wie in der Brust erhabener,
Gottversunkener Seelen.

Wie oft, wenn drängende Mittagsglut,
Mit tausend Pfeilen das Haupt umschwirrend,
Zur Qual mir ward,
Fand ich zu euren Füßen
Hundertjährigen Schatten,
Der die Sinne schmeichelnd befängt
Wie hundertjähriger Wein.
Dann, ihr grünen Himmelsleitern,
Lag ich, ein Sohn der Verheißung,

Digitized by Google

Träumend an eurem Fuß,
Und an euren Ästen stiegen
Auf und nieder
Himmlische Hoffnungen.

Euch, ihr Bäume,
Acht ich des Schöpfers
Göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden,
Und eure Kronen bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache —
Ihr werdet nach uns sein,
Und euer Innres
Hegt Keime der Zukunft
In ernstem Schweigen.
Und unbekümmert
Um Vergangenes und Künftiges
Spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Duft und Schönheit.
In schweigender Hoheit
Wachst ihr empor
Über der Menge Geschrei und Gewühl,
Und überhebt euch nicht,
Neigt euch milde
Zu den Menschen
Und blickt fromm
Zu nächtlichen Sternen.

Menschen, die ihr mich liebt,
Pflanzt Bäume mir auf das Grab,
Daß ihre Wurzeln meinen Leib umfangen
Wie sorgende Arme,
Und ihre Häupter, sich neigend, mir singen
Von Lenzen, die ich ersehnt
Und nicht mehr gesehn.

Digitized by Google

Ausflug.

Heut saß ich wieder an meinem Klavier;
Sein blankes Holz war Spiegel mir;
Drin sah ich mich und mein stilles Zimmer,
Den Garten, die Gasse — und fern einen Schimmer
Des lichten Himmels.
Und meine Hand
Erging sich spielend im fernsten Land. —

Und hört — o hört —: da kam ein Klang,
Den sah ich, als er durchs Zimmer sich schwang,
Als er dahin übern Garten zog,
Leise die flimmernden Wipfel bog,
Und weiter, weiter, die Straße entlang
Schwebte, strebte der heilige Klang.

Rührt eines Kindes Scheitel an,
Daß gleich sein Haar zu leuchten begann —
Strich über eines Baumes Dach,
Darunter hervor ein süßes Ach
Aus eines Vögleins Herzen quoll
Und jäh zu hellem Jauchzen schwoll.
Leis über einen Schmetterling,
Der am erglühten Kelche hing,
Kam hergeweht das süße Klingen,
Da dehnt der Falter die stummen Schwingen,
Daß ihre scheu verhohlene Pracht
Wie eines Auges Glut erwacht!
Und hoch durch eines Waldes Hallen
Ging hin der Klang. Das mochte schallen
Wie fern erklungener, sehnender Gruß —
Der stumme Wanderer hemmt den Fuß
Und staunt hinauf, durchschauert ganz,
Im großen Auge geheimen Glanz.

Digitized by Google

Und weiter hinaus über Wiesen und Feld,
In eines Tales versunkene Welt
Hinschwebte der Hauch und streichelte mild
Mit klingendem Flüstern das Ährengefild —
Da glänzt es wie Gold!
Und rührte die Glocken
Des ganzen Tals, daß mit Frohlocken
Sich jede dem Himmel entgegenschwang
Und friedliche Vesper vom Felsen klang.
Und wallte, hallte hinaus übers Meer,
Der klingende Hauch. Wie staunte so sehr
Der junge Schiffer im treibenden Boot,
Wie spannt sich die Brust ihm in seligster Not —!
Von schimmernden Brüsten blinkte die Flut,
Von winkenden Augen voll schillernder Glut!
Und seufzend blickt er empor und hinaus:
Die Sonne ging heim in ihr goldenes Haus.
Zu ihr entschwebte das klingende Wehen —
Zu ihr strebt alles in Kraft und Vergehen!

Und hinter leuchtenden Schleiern verlor
Den letzten Ton — mein dürstendes Ohr.

Und da sah ich mich um — da fand ich mich hier —
An meinem schweigenden Klavier. — — —

Tränende Augen, was habt ihr gesehn?
Zitternde Seele, was ist dir geschehn?
Du flogst mit einem seligen Klang
Die weite Sommerwelt entlang . . .!

Digitized by Google

Mihi est propositum. . .[1])

Deckt mir überreich den Tisch
Für die lieben Gäste;
Aber aus dem Keller holt
Mir das Allerbeste!
Daß sie lächelnd sich gestehn,
Wenn sie heimwärts schweben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Wonnig lacht mir deutscher Wein,
Wonniger das Leuchten,
Wenn der Zecher Augen sich
In Entzückung feuchten.
Ist ihr stammelnd Zeugnis doch
Feinste Frucht der Reben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Unser Dichten, unser Tun
Richten Pharisäer.
Rückt indessen um den Tisch
Näher nur und näher.
Will nun mit erhöhter Kraft
Nach dem Ruhme streben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Mag euch nun der Misanthrop
„Tafelfreunde" schelten,

---

[1]) Anfang eines alten lateinischen Vagantenliedes: Mihi est propositum in taberna mori = Es ist mein Vorsatz, in der Kneipe zu sterben.

Digitized by Google

Oh, ich weiß: ihr werdet einst,
Was ich gab, vergelten!
Klagend wirds an meiner Gruft
Euer Herz durchbeben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Und in meiner sichern Truh
Werd ich leise lachen,
Weil Freund Hein es nicht geglückt,
Ganz mich tot zu machen.
Wird ein Tropfen meines Bluts
Doch im Sprüchlein leben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben!

Lütt Jan.

Jan Boje wünscht sich lange schon
Ein Schiff — ach Gott, wie lange schon!
Ein Schiff so groß — ein Schiff — hurra:
Von hier bis nach Amerika.

Die höchsten Tannen sind zu klein,
Die Masten müßten Türme sein,
Die stießen — hei, was ist dabei?
Klingling das Himmelsdach entzwei.

Die Wolken wären Segel gut,
Die knallen wild im Wind vor Wut;
Jan Boje hängt am Klüverbaum
Und strampelt nackt im Wellenschaum.

Digitized by Google

Jan baumelt an der Reeling, Jan!
Und schaukelt, was er schaukeln kann.
Wenns an die Planken plitscht und platscht,
Der blanke Steert ins Wasser klatscht.

Wie greift er da die Fische flink;
Ein Butt bei jedem Wellenblink!
Die dörrt auf Deck der Sonnenschein,
Und Jantje beißt vergnügt hinein.

Jan Boje segelt immerfort,
Spuckt über Back- und Steuerbord
Und kommt zurück trotz Schabernack,
Das ganze Schiff voll Kautabak.

Wer aber ist Jan Boje, he?
Der Teufelsmaat und Held zur See?
Jan Boje ist ein Fischerjung,
Ein Knirps, ein Kerl, ein frischer Jung.

Grad liegt er auf dem Bauch im Sand
Und lenkt ein schwimmend Brett am Band,
Und ob die Woge kommt und geht,
Ob sich sein Brett im Wirbel dreht —:

Sein starrer Blick ins Ferne steht.

Da schwillts heran im Sonnengleiß
Von tausend Segeln breit und weiß;
Da hebt sich manch ein Riesenbug
Wie düstrer Spuk und Augentrug . . .

Das wandert ewig übers Meer.
Wann kommt Jan Bojes Schiff daher?

Digitized by Google

Glück.

Um einen Trunk bat mich zur Nacht mein Kind,
Mein wilder Kamerad in Spiel und Scherzen.
Sein Stimmchen bettelte so warm und lind —
Und reiche Liebe strömte mir vom Herzen.

Es schaute groß und still mich an beim Trinken
Und gab verschwiegnen Dank, indem es nahm,
Und schien in meinen Anblick zu versinken,
Als tränk es mit, was mir vom Herzen kam.

Kindheit.

Komm, liebes Weib, und laß die Arbeit ruhn;
Mit mir des späten Tags genieße nun.

Sieh, wie die Sonne brennt im dunklen Wald.
In leuchtend Blut zerfließt der Westen bald.

Heb unser Kind empor ans milde Licht,
Daß sich ein Strahl in seinem Auge bricht,

Ein Himmelsglanz die goldnen Locken streift —
Sieh, wies begehrlich nach dem Lichte greift!

Das ist des Kindes Märchenseligkeit:
Noch ahnt es nicht, daß ihm ein Ziel zu weit.

Die bunte Welt mit ihrem Drang und Schwall
Ist ihm ein großes Bild, ein wirrer Schall.

Der Tag ist ihm nicht Zeit, er ist ihm Licht,
Und unsre Abendwehmut kennt es nicht.

Zusammen fließt ihm Leben noch und Tod,
Und Abendglanz ist ihm wie Morgenrot.

Digitized by Google

Der Erbe.

Ich hebe meine Geige
Ganz heimlich unters Kinn
Und zieh mit leisem Bogen
Ganz heimlich drüber hin.

Da hebt mein blondes Dirnlein
Den Fuß zum Tanzeschritt;
Der Braunen lichtes Stimmlein
Singt schon die Weise mit.

Die Jüngste wiegt ihr Püppchen:
„Marie Maruschka-ka" —
Mit großen dunkeln Augen
Sitzt stumm mein Bube da.

Er kennt vor unserm Fenster
Den alten Weidenbaum.
Wiegt auf dem höchsten Wipfel
Im Winde sich sein Traum?

Mein Sohn, in meinen Tönen
Hörst du der Winde Tanz?
Mein Sohn, in meinen Tönen
Siehst du der Wolke Glanz?

Mein Sohn, ich bin ein König,
Willst du mein Erbe sein?
Du wirst im Sonnenpurpur
Ein Fürst der Ferne sein.

Ich hab ein Schloß voll Schimmer
An einem fernen Meer —
Heb ich ans Kinn die Geige,
Kommt Gruß und Glück daher.

Digitized by Google

Ein Freudentag.

Jaja, ich hab mir ne Pfeife gekauft,
Eine Tabakspfeife von Ton!
Ja, Weibchen, ja: der „Ökonomie"
Und aller Vernunft zum Hohn!

Haha, ich hab mir ne Pfeife gekauft,
Eine stattliche Pfeife von Ton,
Wie sie Mynheer van Holland raucht,
Der reiche Zuckerbaron!

Ja lache nur, Weib, du hast ganz recht:
Ich rauch überhaupt keine Pfeif;
Doch weil ich so überglücklich war,
So mußt ich sie kaufen: begreif!

Daß unser Junge nun wieder gesund,
Das machte mich wunderfroh.
Und bin ich vergnügt, so kauf ich was,
Ganz einerlei was und wo.

Und bin ich vergnügt, so verschwend ich was,
Leichtsinnig, wie ich nun bin.
So bin ich geboren, so sterb ich einst,
So leb ich inzwischen dahin.

Und siehst du: so hab ich die Pfeife gekauft;
Ist sie nicht schön und lang?
Ich gab, bei Gott! eine Mark dafür,
Ein Markstück rund und blank.

Die Pfeif in der Hand, so schlendert ich hin
Und sang und summte beglückt.
Die Spießer glotzten und stießen sich an
Und grinsten: „Der ist verrückt."

Digitized by Google

Und wenn du, mein Liebchen, dasselbe meinst,
Ich stell es dir gänzlich frei.
Ich hab meine Pfeife von feinstem Ton;
Da, Junge, schmeiß sie entzwei!

Unsterblich.

Unlängst, als die Größte von den Kleinen,
Meinen Hals umschlingend, vor mir stand,
Fand sie jene Spur an meiner Schläfe,
Wo der Tod hinstrich mit zager Hand.

Größer wurden ihre großen Augen.
„Vater — schau! Ein graues Härchen! Schau!"
Und nach einem langen Sinnen sprach sie:
„Warum werden wohl die Menschen grau?"

„Nach der Sonne Glück, des Regens Trauer,
Nach der Tage Glanz, der Nächte Tau
Werden gelb die schönen grünen Blätter,
Und der Menschen Haare werden grau."

Lange sah sie gradaus mir ins Antlitz.
Plötzlich rief sie: „Väterchen, nicht wahr?
Bitte, bitte, wenn es ausgefallen,
Ach, dann gibst dus mir, das liebe Haar!

Betteln will ich auch bei Mutter, daß sie
Jedes graue Haar mir geben muß.
Sammeln will ich sie in meinem Kästchen,
Und für jedes kriegt ihr einen Kuß." —

Tod, du siehst, ich sitze gut im Sattel,
Tod, mein guter Freund, ich spotte dein.

Digitized by Google

Jedes Haar, das du gezeichnet, trägt mir
Schönheit eines jungen Lebens ein.

Sieh, mein Herz hab ich mit festen Händen
Hier im Grund des Hauses eingepflanzt;
Seine Fülle wird noch Blüten treiben,
Wenn der Wind mit meinem Staube tanzt.

Das Gesicht der Wahrheit.

„Wenn Menschen schweigen,
werden die Steine schreien.“

Seit wenig Tag geh ich fromm und froh
Durchs Treiben dieser Welt; denn eine Mär
Kam mir von irgendwo und irgendwann,
Die mir das Herz mit jungem Glauben füllt. —

Gefangen hatten ihn die Häscher nun,
Den Herben, Wilden, Stolzen, dem der Spott
Wie ätzend Gift vom Munde floß — doch wars
Ein heilsam Gift — dem die Begeistrung,
Wie Donnerflammen aus dem Krater, prasselnd
Von heißer Lippe sprang. Doch ging er leicht
Und stolz in seinen Fesseln; denn ihn trug
Geheime göttliche Allgegenwart.
Allgegenwärtig fühlt er seinen Gott,
Wo er auch ging und stand, den neuen Gott!
Und so vermaß er sich verwegner Hoffnung:
Auch seine Richter müsse ja berühren
Die Nähe dieses Gottes und die Kraft
Und Reinheit seines Atems.
Denn er war
Ein Mann an Stolz und Trotz, ein Kind an Hoffnung.

Digitized by Google

Die Richter aber thronten rings auf Stühlen
Von Eisen, und die Stühle hießen Ordnung
Und Religion und Sitte und Gewohnheit.
In diesen Stühlen ruhten breit und fest
Die Fundamente des gemeinen Wohles.
Wenn aber vor der Glut der neuen Lehre
Die wackern Stühle schmolzen, so gerieten
Die Fundamente des gemeinen Wohles
In glühende Bedrängnis. Und so bliesen
Die Richter denn mit hoheitsvollen Backen
Den Hauch der prallen Sonne sich vom Leibe
Und saßen tot auf ihren toten Stühlen.
Und sprachen dann: „Er soll am Pranger stehen
Auf offnem Markt, vor allem Volk, nachdem man
Zuvor die Ohren ihm vom Kopf geschnitten."
Auf den Tribünen hatte rings das Volk
Gelauscht, und als der Richter Weisheit nun
In jenem Spruch sich froh und stolz befestigt,
Zerstreute schwatzend, lachend sich die Menge,
In Ehr und Zucht des Gaudiums gewärtig,
Das ihr der heilge Sonntag bringen werde. —

Hoch aus dem surrenden nnd plappernden
Und gurgelnden und schnatternden Gebrodel
Der Menge, die den weiten Markt erfüllte,
Stieg schwarz und grausenhaft der Prangerkasten,
Der den Verdammten noch dem Blick verbarg,
Und schwärzer gähnte drin das Loch, in dem
Des armen Sünders Kopf erscheinen sollte.

Mit faulen Äpfeln, Eiern und noch manchem
In stiller Emsigkeit gehäuften Unrat
Höchst sorgsam ausgerüstet, harrt die Menge,
Harrt stundenlang. Denn neben ihrem Zorn,
Dem Löwen, ruht das Eselein Geduld.
Auf hoher Balustrade leuchten Rat

Digitized by Google

Und Älteste der Stadt, des schönen Wetters
Und der im tiefsten Herzen sanft empfundnen
Weltordnung froh —
den armen Sünder packte
Ein wilder Schauder vor dem nahen Greuel.
An beide Ohren preßt er bang die Hände —
Nah ist hier keiner, der ihn retten möchte.
Denn jeder haßt ihn — könnte wohl ihn lieben,
Doch haßt ihn. Und ihm ist, als trennt ihn doch
Von diesen allen nur ein dünner Vorhang —
Er klagt sich an, daß er das rechte Wort,
Das eine, kurze, klare Wort nicht fand,
Das alle, alle überzeugen mußte —
Ja, wenn er jetzt —! Allein nun wars zu spät.

Und tief im Kopfe hub ein Singen an
Von lauen Jugendtagen. Warum blieb er
Nicht still am warmen Herde seiner Heimat?
Und sanft und fest in seiner Mutter Schoß
Fühlt er sein Haupt gedrückt — und auf der Wange
Fühlt er die rauhe, warme, gute Hand:
Mein Junge bist du — mein — mein guter Junge — —
Der Henker winkt. —
Die Augen fest geschlossen,
Des Hagels von Geschossen schon gewärtig,
Zwängt er den Kopf durchs enge Loch des Prangers;
Im Hirne braust und wirbelt wilde Scham — —

Da stößt ein süßer Schreck ihm tief ins Herz,
Und seliges Erschauern rinnt ihm kalt
Vom Wirbel bis zur Zeh. Und fühlt sogleich,
Daß alle, alle, die dort unten stehen,
Derselbe große, stille Strom durchrinnt.

Und schlägt die Augen auf — und sieht das Volk.
Das hängt mit einem Blick an seinem Antlitz

Digitized by Google

Und starrt hinauf und schweigt. Und starrt —
und schweigt.

Und sieht um seinen Mund, den Blut benetzt,
Ein zuckend Lächeln, sieht die dunklen Haare
In feuchten Strähnen an den Wangen kleben,
Und aus den Haaren, an den Wangen nieder
Rinnt Blut, rinnt Blut — so stumm und so geschäftig,
Das warme Blut — und hilflos starrt der Kopf
Hervor aus schwarzer Wand, und hilflos irren
Die Blicke hin und her: Wo seid ihr, Hände?
Was helft ihr nicht? Oh wischtet ihr mir nur
Das Blut vom Mund! — Und klagend glänzt das Auge.

Und vor dem hilflos armen Kopf erbleicht
Der Rat der Stadt, und ganz geheim ins Ohr
Schreit gellend, jauchzend ihm die Totenstille . . .

Da schwirrt vom Markt ein Lerchenstimmlein auf,
Und sieh, ein Kind, ein Mägdlein, steigt behende
Zum Schandgerüst empor und trägt ein Kränzlein
Von Löwenzahn, den es am Rain gepflückt.
Und streckt den Kranz empor und langt und langt
Und kann es nicht erreichen. Und ein Greis
Folgt ihm geschäftig, hebt das Kind empor,
Und in die nassen, wirren Haare drückt es
Mit leiser Hand den weichen, goldnen Kranz. — —

Seit wenig Tagen geh ich fromm und froh
Durchs Treiben dieser Welt; denn eine Mär
Kam mir von irgendwo und irgendwann,
Die mir das Herz mit jungem Glauben füllt. —

Digitized by Google

Der Sieger.

Der Löwe hält auf offnem Felde Hof,
Und ihn umgibt der Tiere bunt Gewimmel.
Ein kohlenblanker Rappe naht dem Thron,
Mit ihm zugleich ein blütenweißer Schimmel.
„Erhabner König, schlichte du den Streit,“
So riefen sie, „wer schöner von uns beiden.
Ob Schwarz, ob Weiß der Schönheit Preis gebührt,
Wir stritten lang darum; du magst entscheiden.“
Der Leu versinkt darauf in tiefes Sinnen,
Wiegt schwer und lange sein erlauchtes Haupt.
Da tritt bescheiden und gesenkten Blickes
Ein Esel vor und näselt: „Wenns erlaubt,
Daß ich mit meinem Rat euch unterstütze,
Ist weder Schwarz noch Weiß zu etwas nütze.
Extrem sind schwarze sowie weiße Haare,
Und in der Mitte lag noch stets das Wahre.“
„Ha!“ rief der König aus, „nicht Schwarz, nicht Weiß —
Dir, weiser Freund, gebührt der Schönheit Preis;
Du fährst am besten, du, in diesem Streit der Dritte,
Ein grauer Esel nur, und doch die goldne Mitte!“

Frau Beate Stupiditas.

Stupiditas, das gesunde Weib,
Saß am Markt und sonnt ihren Leib,
Tät über dem Bauch die Hände falten
Und feil einen Korb voll Fische halten.
Fett glänzt ihr Haar und breit ihr Scheitel;
Auf ihre Hüften war sie eitel;
Um Hüften saß und Schultern breit
Zum Platzen glatt ein honettes Kleid.

Digitized by Google

Schon zwanzig Minuten in guter Ruh
Sah sie einem Orgeldreher zu
Und sah die Kurbel sich drehn und drehn,
Konnte daran nicht satt sich sehn.
Hinter den Wangen blank und dick
Quoll hervor der bleierne Blick;
Die Unterlippe sank so tief,
Daß ihr das Wasser vom Munde lief.
Mit einem Male „hihi, huhu!"
Lachte sie laut und gluckste dazu;
Denn über den Markt mit Wimmern und Schrein
Hinkte ein Hündlein mit blutendem Bein;
Johlende Buben hinterher,
Bewaffnet mit Steinen groß und schwer.
Kam auch daher eine Nachbarin,
Hatte ein Kind im Bündel drin:
„Ach gute Frau Stupiditas,
Ihr wißt ja doch immer zu allem was;
Seht nur die Augen von meinem Kind
Wie rot und dick! Es wird noch blind."
„Bindt Nußschalen drauf, tut Spinnen darein,
Die saugen die Augen blank und rein."
Stupiditas ist früh und spat
Geschwind zur Hand mit klugem Rat;
Die Leute plaudern gar gern mit ihr;
Denn reden kann sie dort und hier.
Der Bürgermeister, der Syndikus
Nicken ihr würdig vertrauten Gruß;
Die Ältesten, eh sie zu Rate gehn,
Bleiben bei ihr ein Weilchen stehn;
Der Richter und der Staatsanwalt
Machen bei ihrem Korbe Halt
Und forschen bei ihr, ob sie jemand weiß,
Der der Obrigkeit gezeigt den Steiß.
Dem Priester küßt sie den Mantelsaum,
Er sieht sie gern im heilgen Raum;

Digitized by Google

Der Deputierte Schwenkebier
Holt sich vox populi von ihr,
Und der Professor und Meister der Schule
Läßt einen Vortrag von der Spule,
Behauptet am Ende mit schmunzelnder Ruhe:
„Faber quisque fortunae suae.“ [1])
Stupiditas stöhnt: „Ach Gott, wie gelehrt!"
Und fühlen beide sich hoch geehrt;
Dann schwärzt sie ihm einen Dorsch mit ein,
Der töter ist als sein Latein.
Sogar von der Oper der Herr Tenor
Singt ihr ein paar Passagen vor;
Ihr Blick verschwimmt in Dampf und Dunst,
Und winselnd haucht sie: „Die Kunst, ach die Kunst?!"
Mit einem Male — halli, hallo!
Was jagt durch die Gassen mit Joh und Oho?
Sie bringen einen in Ketten gebunden,
Der hat ein künstliches Brot erfunden,
Für jeden erreichbar! Zu Ende die Not!
Darum auch schlägt man ihn heute tot.
Stupiditas mitten unter der Menge
Verliert einen Schlarren im Gedränge;
Aber wild-begeistert und heiter
Schlampt sie auf einem Pantoffel weiter.
Wie schwappt ihr Fleischwerk auf und ab,
Ein Haarschwipps hängt bis zum Kinn herab!
Die Menge rast, die Zähne gefletscht,
Einer erdrückt, ein andrer zerquetscht,
Ein dritter unter Rädern zermalmt,
Daß Hirn und Blut vom Pflaster qualmt.
Aber es gibt zu schaun, zu schaun!
Ein Erfinder wird totgehaun.
Der hebt noch die Hände beschwörend und spricht —
Und sieht Stupiditas ins Gesicht — —:

---

[1]) Jeder ist seines Glückes Schmied.

Digitized by Google

Da erblaßt er tief und verstummt sogleich
Und neigt sich lächelnd dem letzten Streich.
Plötzlich vom anderen Ende — ei!
Tatarata und Hochgeschrei!
Ein weiter Platz von Menschen erfüllt;
Ein großes Denkmal wird enthüllt.
Stupiditas mitten im Schwarme dicht
Hört zu dem Redner mit sanftem Gesicht:
Hört von des Gefeierten Kampf und Not,
Von seiner Sorge ums liebe Brot,
Wie er vergeblich sein' Kraft verschwendet
Und endlich im Wahnsinn einsam geendet.
Stupiditas macht das Mäulchen klein
Gleichwie ein sanft-fromm Mägdelein,
Spricht seufzend zur Nachbarin: „Schrecklich, nicht?
Wie schwer das Große Bahn sich bricht!"
Da plötzlich wird es ihr licht im Sinn:
„Ich wills ihr sagen, Gevatterin:
Die Dummheit! die Dummheit! Wär die aus der Welt,
s wär um uns alle besser bestellt!"

Schiller.

In einer großen Stadt, wo ich gewohnt,
In einem volk- und häuserreichen Viertel,
Sah ich aus meiner Kammer unterm Dach
In das Gewirr der Steine oft und lang.
Schier unabsehbar lagen vor mir da
Kamine, Mauern, Dächer und Mansarden,
Ein wirres Auf und Ab und Durcheinander,
Ein steinern Meer, im Wellenspiel erstarrt.
Und aus den Schlünden dieses Meeres drang
Des Alltags Raserei in Lust und Angst:
Des Hungers Seufzen und Gebrüll des Rausches,

Digitized by Google

Der Schrei der Gier, der Kindheit Morgenlachen,
Der Arbeit Hämmern und des Tanzes Spiel.

Und immer, immer, wenn ich Sinn und Seele
An diesem Brei von Dunst und Lärm ersättigt,
Schlich glücksgewiß und still mein Blick zur Seite,
Wo sich ein Wunder groß und ernst erhob.
Da, dicht umwühlt von Essen, Erkern, Giebeln,
Und ganz doch unberührt von ihrem Schwall,
Ein ewig strömender Gesang von Stein,
Stieg eines Domes Turm zu Himmelshöhn.
In breiten Massen wuchtig aufgeschichtet,
Schwang er doch leicht sich auf ins reine Blau.
Es überschlug der Blick sich, der ihn maß,
Und sank nach innen, schauernden Entzückens;
Denn seine herrlich ragende Gewalt
Umfloß der Schönheit ruhiges Gewand.
Von Zeit zu Zeit erdröhnte dumpf erhallend
Der Glocken tiefer Ton — dann drang ein Zittern
Bis in der Häuser, in der Herzen Grund,
Und wohl durch manche Seele, manches Haus
Ging Wunsch und Hoffnung, groß und rein zu sein.
Und klang am Feierabend gar ein Lied
Vom Turm herab, dann quolls wie Rosenwolken
Durch allen Gassendunst, ein Duft von Frieden
Durchdrang den Lärm, und hoch an rauchgeschwärzten
Gemäuern hing ein stiller Abendglanz
Wie herbstlich rotes Weinlaub . . . .
Aber auch
Wenn er geheimnisvoll und schweigend stand,
Wie ewige Gedanken überdenkend,
Stieg mancher Blick empor an seinen Zinnen,
Empor in eine ahnungsreiche Welt.

Ja, auch die nie durch seine Pforte schritten,
Die ihn nur ragen sahn aus ferner Gasse —

Digitized by Google

Sie sahn ihn mit Bewunderung, mit Andacht,
Ja ja, sie liebten ihn aus dunklem Drang
Und wandten gern zu ihm den müden Blick —
Denn daß er groß war, das war Trost und Glück.
Daß er aus Qual und Qualm und Last und Lärm
Erhaben sich und schönheitsmild erhob,
Das war Befreiung aus bedrängtem Leid.
Daß er aus allen Engen sich entriß,
Das war Erlösung.
Und die Zweifler selbst,
Die Hoffnungslosen schauten milden Blicks
Auf diesen Weiser nach dem bessren Land.

Schon mehr als hundert Jahre stand der Turm,
Und ragen wird er durch Jahrhunderte
In ferne Zukunft. Und aus Tür und Fenster
In Hütte und Palast wird manch ein Antlitz
Sich neigen und dies Mal der Hoffnung suchen,
Und manche Seele wird an ihm empor
In unsrer Sehnsucht Heimatland entschweben.

Spaziergang.

Der Sturmwind springt mit rasendem Schwung
Über leuchtende Wiesen.
Er packt die Eichen bei Wurzel und Ast,
Die knarrenden Riesen.

Mir zum Triumph bestreut er den Weg
Mit breiten Zweigen,
Und hoch in Lüften spielt er mir auf
Mit juchzenden Geigen.

Die Erde klingt meinem harten Tritt
Auf schweigenden Wegen —

Digitized by Google

Was ist mir noch an der lauen Welt,
An mir selber gelegen?

Was ich gewesen, was ich gelebt,
War Jammer und Schwäche.
Mir spannt sich die Faust, auf daß ich den Tand
Mit Fäusten zerbreche.

Ich wachse, ich steige, ich werde frei,
Sturm werde mein Wille! —
Mein Denken fliegt wie ein Jubelschrei
Durch die Winterstille.

Heiliger Morgen.

Von den Tannen träufelt Märchenduft;
Leise Weihnachtsglocken sind erklungen —
Blinkend fährt mein Hammer durch die Luft,
Denn ein Spielzeug zimmr ich meinem Jungen.

Graue Wolken kämpfen fernen Kampf;
Blau darüber strahlt ein harter Himmel.
Durch die Nüstern stößt den weißen Dampf
Vor der Tür des Nachbars breiter Schimmel.

Kommt Herr Doktor Schlapprian daher,
Zigaretten= und Absinthvertilger!
Voll erhabnen Hohnes lächelt er,
Hirn= und lendenlahmer Abwärtspilger.

Spöttisch grüßend schlendert er dahin
Und — verachtet mich, den blöden Gimpel,
Der gefügig spannt den dumpfen Sinn
In die Enge, ein „Familiensimpel". —

Rote Sonne überm Schneegefild:
Und das weite Feld ein Sterngewimmel!

Digitized by Google

Und ins Auge spann ich euer Bild,
Wundererde — unerforschter Himmel.

Und den frischen, kalten, klaren Tag
Saug ich ein mit gierig starken Lungen —
Pfeifend trifft mein Hammer Schlag um Schlag,
Und ein Spielzeug zimmr ich meinem Jungen.

Weihnachtsspaziergang.

Täglich fast aus meines Dorfes Frieden,
Wo ich zwischen Feld und Büschen wohne,
Wo ich sieben Nachtigallen höre,
Wo mich Fink und Amsel lang schon kennen
Und mich keck beäugen, wenn ich nahe,
Wo die Welt im Sommer eine Laube
Und ein silberweißer Dom im Winter,
Wo vom Schreibtisch ich den Habicht schweben
Sehe durch des Himmels große Stille —
Täglich fast aus meines Dorfes Frieden,
Wo ich Ruhe, Traum und Klarheit atme,
Lenk ich meinen Schritt zur nahen Weltstadt,
Um zu fühlen, was ich sonst vergäße,
Daß die Welt nicht Klarheit, Traum und Frieden,
Nicht ein heimlich Wohnen zwischen Hecken,
Ach, kein Spiel mit Fink und Drossel ist.

In das weite, wilde Meer der Menschen
Tauch ich unter dann und laß mich treiben.
Ja, sie sind wie windverstörte Wellen;
Eine will die andre überrennen,
Und am letzten Strand zerschäumen alle.
Wie sie jagen, stoßen, knirschen — wie sie
Not und Habsucht durcheinander wirbelt!
Nur geradeaus den Blick gerichtet,

Digitized by Google

Drängen sie und trappeln sie und traben,
Sehen nicht das stille Leben fluten,
Sehn nicht, wie es stumm zu beiden Seiten
Fließt und fließt ins große Meer der Stille,
Ewig ungelebt und ungenossen.
Ach, sie leben nicht — nur, um zu leben!
Vorwärts, vorwärts nur den Blick gerichtet,
Treibt es sie die schattenlose Straße
Fort, hinweg vom Schoß der großen Mutter.
Und versunken in des wilden Meeres
Tote Tiefen ist die alte Kunde,
Daß ein Glück sich dehnt in leichten Lüften,
Friede wandert zwischen Halm und Hecken,
Daß ein offnes, frohes Menschenauge
Wie ein See des Paradieses glänzt.

Einmal nur im Jahre find ichs anders!
Brach herein der Weihnacht heilge Frühe,
Nehm ich Hut und Stock und wandre fröhlich
In die große Stadt. So tat ich heute.
Drängen, Treiben seh ich heut wie immer,
Seh ein wogend Meer wie alle Tage;
Aber auf den Fluten dieses Meeres
Ruht wie Sonnenschein ein einzig Lächeln.
Und — o frommes Wunder ohnegleichen,
Selbst der Kaufherr, dessen Furcht und Hoffnung
Sonst um Indiens Silberminen kreisen,
Heimgefunden hat er in den Frieden
Einer höheren und stillern Welt.

Lächeln seh ich in entspannten Mienen
Und wo Lächeln nicht, doch einen Glauben
An das Lächeln. Starre Blicke seh ich
Wohl wie sonst, allein sie starren glänzend
In ein Licht, das sie allein erschauen.
Welches Glaubens sie und welches Sinnes,

Digitized by Google

Einmal wieder haben sies vernommen,
Einmal glauben sie die frohe Botschaft,
Daß ein Glück mag kommen aus den Lüften,
Daß ein Friede wohnt in grünen Tannen,
Daß ein liebend Wang-an-Wange-Schmiegen
Alle Not beschämt und alles Prangen,
Daß ein offnes, frohes Menschenauge
Wie ein See des Paradieses glänzt. —

Von versunknen Städten singt die Sage,
Deren Glocken aus der Tiefe klingen.
Geh ich weihnachts durch den Schwall der Straßen,
Dringt durch allen Lärm ein stetes Klingen:
Leise aus verlornen Gründen hör ich
Läuten die versunkne Stadt des Glücks.

Neujahrsgruß.

Ans Tor des Türmers hab ich heut
Gepocht mit lautem Rufen:
„Komm, führe mich vor Mitternacht
Zum Turm hinauf die Stufen!
Denn ein Gelüsten treibt mich heut,
Mit mächtig hallendem Geläut
Die Welt zu meinen Füßen
Zu grüßen."

Und an des Alten Seite stumm
Bin ich emporgestiegen.
Tief lag die Erde schneeverhüllt,
Geruhig und verschwiegen.
Die weite Stadt — ein Lichtermeer!
Das blinkte hold von unten her
Wie goldnes Sterngewimmel
Vom Himmel.

Digitized by Google

Und oben hab ich tiefen Zugs
Den Hauch der Nacht getrunken;
Berauscht von tausend Bildern, ist
Mein Geist in sich versunken —:
Jed Licht dort unten schien ihm da
Ein Auge, das ins Ferne sah,
An Tagen, die vergangen,
Zu hangen.

Und jeder Blick erspähte bald
Aus grauem Nebeldampfe
Ein eignes und besondres Bild
Vom ewigen Erdenkampfe.
Wie manche leise Träne rann,
Wie manches feste Herz begann
In still erneuten Fluten
Zu bluten!

Hob sich aus fernem Dunkel nicht
Hier — dort — ein Totenhügel?
Flog nicht ein freundlich Antlitz her
Auf traumbewegtem Flügel?
O ja, in stiller Neujahrsnacht
Der Toten wird zuerst gedacht,
Der Lieben, die im Hafen
Nun schlafen.

Doch mehr als Tod ist Lebensnot —
Horch, horch — in mancher Kammer
Gellt jäh durch die Erinnerung
Ein lauter, wilder Jammer!
Ein nie verglommnes Weh entfacht
So manchem diese stille Nacht,
Dem alles, was er träumte,
Zerschäumte.

Digitized by Google

Und ewig Kampf und ewig Streit
Mit Leiden und Gefahren,
Mit Elend, Krankheit, Lug und Trug
Seit tausend, tausend Jahren!
Und wars ein Jahr des Glücks vielleicht,
So hats uns doch das Haar gebleicht,
So ist es doch verronnen —
Zerronnen —

Wir kämpfen mit der Nagerin,
Der Zeit, der nimmermüden —
Still! War mirs doch, als ob zur Lust
Von fern Gesänge lüden —
Fürwahr: ein leises Kling und Klang . . .
Zum Mund mit Jubel und Gesang
Den Trank voll Glut und Leben
Sie heben! . . .

Ja! Eine Freudensonne glüht
Inmitten wilden Krieges:
In allen edlen Herzen ists
Die Zuversicht des Sieges!
Doch wo das Schwert, das ihn erwirbt,
Das jeden Höllengeist verdirbt?
Wo glänzt die blanke Wehre,
Die hehre?

Nun Mitternacht! — Da ließ ich weit
Die Glocke donnernd schwingen,
Und meine Seele schrie hinein
Mit Beben und mit Klingen:
Sie soll uns Schwert des Lichtes sein
Die reine Siegerin allein
In Nacht- und Sturmgetriebe:
Die Liebe.

Digitized by Google

Hans im Glücke

Eine Bülow-Anekdote.

Hans von Bülow war soeben gestorben und nun bereits auf dem Wege zum Himmel. Mit ganz kurzen Schritten schnellte er sich durch den Weltraum.

Er horchte auf: die Harmonie der Sphären!

Er neigte das Ohr. Plötzlich streckt er gebieterisch die schwarz behandschuhte Hand aus: „Der Stern da ganz hinten — der kleine blaue — höher das Gis!"

Als seinem Ohr Genüge geschehen war, schritt er mit einem zufriedenen Lächeln weiter, mit so einem anerkennenden Imperatorenlächeln, das Hunderttausende beglücken kann. Die Sterne leuchteten ordentlich auf und gaben sich doppelte Mühe.

Ob man ihn droben einlassen würde? Hm. Jedenfalls war er unsterblich; ob nun im Himmel oder in der Hölle — was macht das schließlich aus?

„Hans von Bülow, Hofpianist Seiner Majestät des deutschen Volkes," stellte er sich bei Petrus vor.

„Kenn ich nicht!" knurrte Petrus und holte aus einem riesigen Bücherregal den dreiundneunzigtausendsten Band des „Universum": „Buchholtz bis Bullerjahn".

Digitized by Google

„Unmusikalischer Mensch!“ schnauzte Bülow vor sich hin, indem er nervös auf und ab trippelte.

„Legitimation?“ brummte der Heilige weiter.

Jetzt aufs höchste belustigt, fing Bülow plötzlich an, wie ein Hahn zu krähen.

„Was soll das?“ fragte Petrus.

„Die Musik, mein Herr, die Sie kapieren. Sie gewohnheitsmäßiger Meisterverleugner! Am Ende schlagen Sie mir noch 'n Ohr ab. Adieu!“

Raschen Schrittes ging er durch die Himmelstür und ließ den grenzenlos verblüfften Torwart stehen.

Im Himmel war gerade Hauptprobe zu einem Abonnementskonzert. Am Dirigentenpult stand irgend ein obskurer Hofengel, den Kopf in die Partitur der „Eroika“ vergraben und in die blaue Himmelsluft hineintaktierend.

Bülow hatte sich ungeduldig eine Zigarette angesteckt und hörte den ersten Satz zu Ende.

„Bravo, meine Herren, bravo,“ rief er, leis in die Hände klatschend, „das nennt man Propaganda für die Hölle machen.“

Die Künstlerschar brach in einen Sturm der Entrüstung aus. Gerade war man im Begriff, den kecken Mann mit dem dünnen Knebelbart durch einen Diener hinausführen zu lassen wie aus einer Hofoper, als der liebe Herrgott erschien. Diesem wurde der unerhörte Vorfall berichtet.

„Mein lieber Hans — oder Hanusch? — oder Janos? — oder wie?“ fragte der Herrgott mit einem feinen Lächeln.

„Hier bitte Johannes!“ erwiderte Bülow, auch mit einem göttlich-feinen Zug um die Mundwinkel.

„Also, mein lieber Johannes, was gefällt dir denn an meinem Orchester nicht?“

„Die Musik, Majestät; das andere ist ganz gut.“

„Na, na, na, Bülow, deine scharfe Zunge mußt

Digitized by Google

du hier besser im Zaum halten," versetzte der himmlische Vater etwas ärgerlich. „Deine Ohren sind zu grob für die himmlische Musik!"

„Pardon, Majestät," stieß Bülow hervor, in höchster Erregung auf und ab laufend, „Ihre Autorität in Ehren — ich lasse mir alles gefallen — aber auf mein Ohr — auf mein Ohr laß ich nichts kommen — das ist über jeden Zweifel erhaben —"

„Nun, nun, schon gut," lenkte der Herr mit himmlischer Gutmütigkeit ein, „es war nicht bös gemeint. Stolz lieb ich das Genie. Nun steig du mal hinauf und laß die „Eroika" spielen."

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen. Während der Herr sich entfernte, um dem Sohn und dem heiligen Geist von dem bevorstehenden Genusse Kenntnis zu geben, bestieg der kleine Mann das Podium, um einzustudieren.

Und seltsam — sobald er nur den Stab erhoben hatte und den Blick gebietend umhergehen ließ, war alle Entrüstung und Widerspenstigkeit aus den tiefgekränkten Künstlerseelen gewichen; die Cellisten lechzten förmlich in freudiger Spannung, ihr Allegro con brio hinausstoßen zu können; die Oboisten bliesen in süßseliger Erwartung die Backen auf — und dann gings los. Hei, wie das Allegro mit behender Wucht dahinfegte: — alles fühlte plötzlich im ganzen Körper, in jedem Haar und Nagel das große Glück des Rhythmus: der eine das sieghaft schwellende Gefühl, Rhythmus zu geben, die anderen das schweigend wohlige Gefühl, ihn zu empfangen.

Ja, einige weibliche Engel unter den Zuhörern konnten der Versuchung nicht widerstehen, sich aufzuschwingen und paarweise im Dreivierteltakt „einmal herum" zu fliegen.

Hans lachte still übers ganze Gesicht. Plötzlich schlug er scharf aufs Pult, und die Musik riß ab.

Digitized by Google

Schweigend und mit schnellen Schritten drängte er sich durch die Reihen der Musiker, trat an das Pult eines Volontärstreichers und legte diesem die Hand auf die Schulter.

„Junger Mann," sagte er, „Sie greifen selbst für himmlische Verhältnisse noch zu hoch, mäßigen Sie Ihr Temperament! Bitte diese drei Takte mal allein."

Und dann ging es weiter, immer besser, immer reiner und schöner, und nach dem vierten Satze drängte Bülow sich wieder durch die Reihen, in einer anderen Richtung, um einem Mann der Flöte recht kräftig die Hand zu schütteln.

Mittlerweile hatten sich die Allerhöchsten Herrschaften und der ganze göttliche Hofstaat versammelt. Bülow musterte sein Publikum mit so ruhig-festen Blicken, als ob er die himmlischen Abonnementskonzerte schon seit Erschaffung der Welt dirigiert hätte. Schon wollte er nach dem Stab greifen — da plötzlich wandte er sich mit einem kurzen Ruck dem lieben Herrgott zu.

„Verzeihung Majestät — wo ist Beethoven?"

„Wo alle unverbesserlichen Demokraten sind: in der Hölle."

Mit einem Satze war Bülow vom Podium herunter, um dem Ausgang des Himmels zuzueilen.

„Halt — wohin?" rief der Herr.

„In die Hölle!" sagte Bülow trocken.

„Und was da?"

„Dem Teufel zu seinem Geschmack gratulieren."

„Hans, Hans!" rief der Allmächtige, indem er den Finger drohend erhob. „Vorläufig hast du hier zu bleiben und die Eroika zu dirigieren; ob ich dann nachher dich in die Hölle schicke oder — Beethoven heraufhole" (hier lächelte der Herr ein schalkhaft verheißungsvolles Lächeln), „das wird sich finden."

„Meine Herren," sagte Bülow (da stand er schon

Digitized by Google

wieder an seinem Pult), „meine Herren: wir spielen für Beethoven."

Er sagte das schlicht, nachdrücklich, mit einem großen Blick ins Orchester — hinter diesen Worten lag etwas Selbstverständliches, Heiliges, das plötzlich in jeder Brust verschwiegen und gewaltig hervorquoll — und der Stab des Kapellmeisters schlug mit festem Schlage den Es-Dur-Akkord heraus.

Und Hans von Bülow war im ersten Satze wieder der jugendlich stürmende Held, der er noch gewesen, als er auf Erden zuletzt die heroische Sinfonie dirigiert hatte, der starke hochgemute Feuergeist, der mit geballten Fäusten die drohend gewaltige Wucht der synkopierten Sforzandos herausgehämmert hatte, der sein Leben lebte — allegro con brio.

Und die Konsequenz eines solchen Lebens heißt Marcia funebre — der Trauermarsch hinter dem Sarge her, in dem die tausend Hoffnungen und Entwürfe, die Illusionen von der schönen Welt und den schönen Menschen zu Grabe getragen werden. Und Hans von Bülow kennt die versunkene, einsame Trauer, in der ein Großer sein Leid in scheuen, weichen Tönen vor sich hinspricht, das Ohr abgewendet von dieser Welt, den himmlischen Oboen und Flöten horchend, die die Seele locken, still und groß emporzuwachsen zur begeisterten, schmerzgeweihten Kraft.

Und wie in die Schatten der einsamen Kammer eines Tages unverhofft ein Sonnenschein hereinhüpft, so springt plötzlich und unverhofft eines Tages die Lebensfreude ins Zimmer und tanzt mit rosig-durchsichtigen Füßchen zu Geigen und Oboen ein flimmerndes Stakkato. So berückend dreht sie sich um sich selbst, so neckisch süß wiegt sie sich in den Hüften, daß alle Sinnenkraft von neuem heiß in uns erschwillt und in unserer Erinnerung hell und fröhlich das Jagdhorn klingt aus verrauschten Jugendtagen.

Digitized by Google

Aber dann der vierte Satz — was ist das? —

— Eine Melodie steigt auf, sanft und weich, fast ein Hauch, ein Säuseln nur — aber du fühlst es: dahinter kommt der Sturm gegangen.

Immer gewisser wird es, daß er kommt, immer deutlicher kündet er sich an. Alles tritt scheu zurück, um Platz zu machen der großen Flut.

Und nun — nun kommt sie, und seine breiten brausenden Wogen wälzt das Meer der Liebe daher, ertränkend alles Kleine und Gemeine, die Bosheit adelnd durch einen schönen Tod.

Wie oft wird von ihr gesprochen, wie oft ihr Name gerufen. Aber nur selten, ganz selten spricht sie selbst. Hier spricht sie. Mit vollem, tiefem Atem stößt sie ihr flehendes Gebot heraus, mit solchem Atem, wie er uns Menschen die Wangen rot und heiß und das Herz hämmern macht.

Und da es still geworden ist, blicken wir mit stillem, weit geöffnetem Auge auf ein breites, silbernes Meer, und durch alle Herzen wandelt schweigend das Wort: Es ist nichts außer der Liebe. — — —

Jammer und Verzweiflung sind ein trügerischer Traum, Bosheit und Tücke sind ein einfältiger Faschingsscherz geworden.

Die Engel hatten mit zuckenden Gesichtern zugehört; nun ging durch den ganzen Himmel ein großes, seliges Weinen.

Und Gott sprach: „So habe ich den Beethoven doch noch nicht gekannt.“

Hans von Bülow stand schon vor ihm. „Nun werde ich ihn wohl holen dürfen?“

Und der Herr nickte schweigend. Aber als Bülow schon an der Tür war, rief er: „Halt!“

Alles hing am Munde des Schöpfers.

Ein heiliges Lächeln lag auf den Zügen des Allmächtigen.

Digitized by Google

„Bring auch die anderen mit!"

„Bravo, Bravo, Bravo!" schrie Bülow, in die Hände klatschend, und fort war er. Das war eine Mission für ihn. — — —

Die Hölle ist also aufgehoben. Der Teufel hat eine Stelle im Orchester erhalten und zwar, seiner Stimmung und Gemütsart entsprechend, bei der Pauke. Oft möchte er in die sanfteste Kantilene hineinhauen mit einem furchtbaren Paukenknall — aber Hans lehrt ihn die Pausen innehalten.

Digitized by Google

Die Hosentaschen des Erasmus

Erasmus ist nämlich mein Sohn. Ich schicke voraus, daß er gesund und normal gestaltet ist. Aber in bekleidetem Zustande zeigt er von Zeit zu Zeit an den Oberschenkeln unförmliche, bedrohlich anwachsende Wülste. Wenn diese eine gewisse Ausdehnung erreicht haben, pflegt meine Frau sehr vergnügt zu mir hereinzukommen und zu sagen: „Du, wir müssen mal wieder seine Hosentaschen ausräumen; es hat sich schon wieder ein ganzes Museum darin angesammelt!"

Ich darf voraussetzen, daß meinen Lesern die Hosentaschenzustände eines achtjährigen Buben im allgemeinen bekannt sind. Es gibt eigentlich kaum einen beweglichen Gegenstand, der sich nicht ganz gut in solch einer Tasche unterbringen ließe, und es gibt auch schwerlich einen Gegenstand, der nicht das Interesse solch eines verschwiegenen kleinen Weltbetrachters anregte. Nun muß man sich außerdem den jungen Herrn Erasmus als einen entschiedenen Sanguiniker vorstellen, der mit Hilfe seiner Phantasie an das Bruchstück eines Korkziehers die verwegensten Hoffnungen knüpft.

Da uns bei den bisherigen Untersuchungen manches dunkel blieb und wir manchen Gegenstand nicht zu bestimmen vermochten, haben wir diesmal den geehrten Hosenbesitzer selbst zur Besichtigung mit herangezogen. Meine Frau hat das Kleidungsstück auf dem Schoße; für die Vertreter der öffentlichen Moral

Digitized by Google

bemerke ich, das der Knabe während dessen mit einer anderen Hose bekleidet ist.

Was meine Frau zunächst aus der Tasche hervorzieht, ist Bindfaden. Ich darf ebenfalls als bekannt voraussetzen, daß dieser Gegenstand sich bei der männlichen Jugend einer besonderen Beliebtheit erfreut und alle übrigen Objekte, die aus solch einer Tasche ans Licht gefördert werden, in einer mehr oder minder interessanten Verwicklung mit jenem Gegenstande zu erscheinen pflegen. An der Hand des Bindfadens — um mich gewählt auszudrücken — gelangen wir sodann zu einem stark verrosteten, ovalen Blechschildchen, das die Inschrift „Patent" trägt. Das ist schon gleich ein wertvolles Stück. Ich weiß das. Ich habe den Maßstab für dergleichen noch ziemlich gut im Gedächtnis. Ich kann den Maßstab natürlich nicht so genau bestimmen; es handelt sich eben um Liebhaberwerte.

„Was heißt denn das: Patent?" frage ich.

„Wenn einer sich so fein angezogen hat."

„Rrrich-tig!!"

Wir verfolgen weiter den Ariadnefaden und fördern aus dem Labyrinth ein Notizbuch zutage. Das ist nun etwas ganz besonders Hervorragendes. Notizbücher sind in diesem Alter von ganz besonderem Wert und Nutzen. Es ist wohl selbstverständlich, daß man sich in erster Linie das notiert, woran man Tag und Nacht denkt, z. B. daß man für den 9. Oktober zur Apfelernte bei einem Spielkameraden eingeladen ist, oder daß am 25. Dezember Weihnachten gefeiert wird. Auch die zehn Pfennige, die man geschenkt erhielt, werden ordnungsgemäß als Grundstock eines zu sammelnden Kapitals gebucht, leider aber gewöhnlich nicht wieder ausgestrichen, wenn sie nach zehn Minuten in Schokolade umgewandelt wurden. Freilich sind Stift und Papier bei diesem Büchelchen von

Digitized by Google

einer Güte, die sich in Geldeswert nicht mehr ausdrücken und es immerhin noch ratsamer erscheinen läßt, mit einer spitzen Stahlfeder auf ein Flanellhemd zu schreiben; aber Erasmus verfolgt es mit sorglich behütenden Blicken.

„Woher hast du denn das?"

„Das hat Hein Stieglitz mir geschenkt."

„Weshalb denn?"

„Och — wenn ich mit ihm spielen wollte."

„Warum wollte er denn mit dir spielen?"

„Och — die anderen wollten nicht mit ihm spielen."

„Warum nicht?"

„Weil er der Erste geworden ist."

„Aha. — Aber was bedeutet denn das hier?" Ich habe nämlich das „Notizbuch" aufgeschlagen und lese auf einer Seite die höchst rätselhaften Worte „Käs Käse Käse la."

„Das ist Französisch," erklärt er mit einem Anflug von Gelehrtenstolz.

„Französisch??" — — — Aaaaaah — jetzt geht mir ein Licht auf! Er hat heut seine erste französische Stunde gehabt! Nach der neuen Methode! Der Lehrer hat gesprochen, aber nicht angeschrieben. Erasmus aber, seines Notizbuches stolz sich bewußt, hat sichs notiert. Qu'est-ce que c'est que cela! — Voilà ce que c'est!

Mit Hilfe des Bindfadens fördern wir nunmehr ein kleines Scharnier von einem Deckelseidel in inniger Verbindung mit einem Stück Schusterpech zutage.

„Aber Erasmus! Ferkel!" ruft meine Frau und betrachtet naserümpfend ihre Finger.

Er aber starrt sie an mit schuldlos erstauntem Blick, als wollte er sagen: „Wieso? — Was ist denn los?"

Denn er lebt und webt ja noch im lautersten, ursprünglichsten Pantheismus; aus allem, was die Erde bietet, atmet ihm — in der Wärme des Herzens

Digitized by Google

und der Wangen nur erst ahnungslos gefühlt — der unbekannte Schöpfer entgegen, und das gewaschenste Kätzchen wie den pfützenbewandertsten Straßenköter drückt er mit gleicher Liebe an sein glückliches Herz und sein reinstes Chemisett. Er steht noch auf dem naiv-genialen Standpunkt der Gleichberechtigung aller chemischen Verbindungen, und die paradiesische Unschuld, die noch nicht weiß, was rein und schmutzig ist, ist noch nicht ganz durch unsere ästhetischen Engherzigkeiten verscheucht.

„Was willst du denn mit diesem Stück von einem Bierglasdeckel machen?"

„Och — wenn ich den Deckel dazu finde, dann mach ich das auf mein Milchseidel."

„Das 's ne Idee! Famos! — Aber sag mir Bescheid, wenn du den Deckel gefunden hast! — Kannst du denn überhaupt so was machen?"

„Jaaa — das ist man ganz leicht!"

„Mmmm."

Das ist richtig. Ich hab auch als kleiner Junge sämtlichen Handwerkern ihre sämtlichen Künste abgeguckt. Es ging alles so nett und leicht. Ich wäre so gern Tischler, Schlosser, Schmied, Schuster, Maurer, Hutmacher, Maler und alles andere außerdem gewesen. Wenn meine Phantasie ein Werk entworfen hatte, so wars auch schon fertig, und ich spielte damit. Ich hobelte ohne Hobel, klebte ohne Leim, malte ohne Pinsel, lötete ohne Kolben und Flamme und beschlug die wildesten Pferde, alles in Gedanken. Und die Werke unserer Phantasie spielen anmutiger mit uns, als wir mit den wirklichsten Dingen. Auch mit Ruhm und Macht und Geld spielt es sich ja hübscher in der Phantasie als in Wirklichkeit. „Alles wiederholt sich nur im Leben." —

Also freu dich nur an deinem Deckelglas.

Nachdem wir nun noch aus dieser Tasche eine Mund-

Digitized by Google

harmonika, ein kleines Weingeistthermometer und einen Soldaten von der bleiernen Kavallerie gehoben haben, bemerken wir an der Lanze dieses Ulanen eine deutsche Fünfpfennigmarke — pardon: — eine norddeutsche Fünfpfennigmarke!

Eine furchtbare Ahnung spannt meine Nerven.

„Was soll die denn?" frage ich.

„Die sammel ich," erklärt er ganz unschuldig.

„Mein Sohn," spreche ich und lege mit ehrwürdig-großer Geste die Vaterhand auf seine Schulter, „ich will es keineswegs als unmöglich hinstellen, daß die Sammler von Briefmarken und Trambahnbilletts irgend einen Gedanken daneben haben. Der Mensch soll nicht hochmütig sein: was wissen wir z. B. vom Seelenleben des Meerschweinchens oder des Laubfrosches! Aber bei einem Erben meines Blutes dulde ich Briefmarkensammeln nicht. Darin erlaube ich mir nun Despot zu sein. Willst du schöne Dinge sammeln — sehr gut! Willst du lehrreiche Dinge sammeln: Tiere, Pflanzen u. dgl. — auch gut! Aber Briefmarkensammeln ist ausgesprochene Antikultur, und darauf steht bei mir Enterbung." (Der Junge verfärbt sich.) „Man weiß ja, wies geht: erst kommt das Krikri und das Monokel, dann das Sammeln von Briefmarken und Pferdebahntickets und schließlich der Klerikalismus, ohne daß man die Übergänge merkt!"

Meine Frau hat sich inzwischen an die Erschließung der anderen Tasche gemacht und mit diversen Muscheln und Hosenknöpfen auch eine zusammengedrückte Kapsel von einer Weinflasche an den Tag gebracht.

„Und was willst du damit?"

„Die will ich verkaufen."

„Verkaufen?"

„Ja, Willy Steinmann sagt, wenn man 'n Pfund davon hat, dann kann man sie verkaufen, und das

Digitized by Google

Geld will ich mir dann aufsparen, und dann seh ich zu, daß ich immer mehr dazu krieg, bis ich fix reich bin."

Aah — daher pfeift der Wind! Er hat offenbar von jenen „gemeinnützigen" Geschichten gekostet, in denen immer erzählt wird, wie irgend jemand schon als 6jähriger Knabe jede Stecknadel aufhob, jede Gänsedaune für ein künftiges Kopfkissen reservierte und so schließlich ein ungeheuer großer, reicher und berühmter Kaufherr wurde. Ich habe nie die Überzeugung los werden können, daß diese Geschichten von Spekulanten, Bankdirektoren, Testamentsvollstreckern, Schwankdichtern und ähnlichen Leuten erfunden worden sind, um die anderen Leute von der Fährte abzulenken. Mein Junge — wenn du der Sohn deiner Eltern bist, so wirst du diesen „fremden Tropfen in deinem Blute" bald wieder hinauswerfen, davor ist mir nicht bange. Stecknadelnsammeln liegt nicht in der Familie.

„Na, und wenn du nun ‚fix reich' bist — was dann?"

„Dann kauf ich mir Kühe und Ochsen und ein Geographiebuch."

„So." Bei mir war es immer ein Schloß. Das wollt ich mir bauen, wenn ich reich wäre. Ich sehe noch heute die breite, schimmernde Marmortreppe, auf deren oberster Stufe ich stehe als ein Grand Seigneur, um im nächsten Augenblick mit vornehmer Gelassenheit hinabzusteigen. Oder ich lag auf einem Ruhebett hingestreckt und sah durch hohe Bogenfenster weiße Wolken durch blaue Himmelsfluren ziehen — langsam — so langsam. Oder ich hielt auf der Zugbrücke hoch zu Pferd, die Faust auf den Schenkel gestemmt, und sah in einem Blick Täler und Berge, Wälder und Ströme. Ich möchte fast mit Lessing glauben, daß es eine Wiedergeburt in dieser Welt

Digitized by Google

gibt, daß wir mehr als einmal auf dieser Erde erscheinen. Vielleicht daher diese leisen, fernen, geheimnisvollen Erinnerungen, die wir uns nicht erklären können. Und ich fürchte, ich fürchte: ich bin — vielleicht im 13. Jahrhundert oder so — ein wenig beschäftigter Junker gewesen. Ich habe seitdem noch immer eine merkwürdige Neigung, mit dem Schauen nach schwebenden Wolken und mit dem Reiten durch rauschende Täler meinen Unterhalt zu verdienen.

Während diese Erinnerungen schnell wie Schwalbenflug vor meinem inneren Blick vorüberziehen, stößt meine Frau plötzlich einen heftigen Schrei aus und springt vom Stuhl empor. Sie muß auf etwas Entsetzliches gestoßen sein; denn sie ist von Natur sehr mutig. Sie würde ihr Kind aus dem Rachen des Löwen reißen wie jene berühmte Mutter von Florenz. Es muß etwas Furchtbarererers sein als ein Löwe. Und so ist es. Es ist ein „Gemeiner Mistkäfer", Geotrupes stercorarius, den meine Frau von ihren Fingern fortgeschleudert hat, und der jetzt langsam auf den Dielen dahinkriecht.

„Oh, mein Käfer!" jammert Erasmus.

Das Krabbeltier ist aus einer Streichholzschachtel entwischt und hat sich frei in der Hosentasche ergangen. Während meine Frau noch immer ein bißchen weiß um die Nase ist, hat Erasmus das Tierchen aufgenommen und läßt es mit geradezu wissenschaftlicher Kaltblütigkeit und Vorurteilslosigkeit über seine Finger krabbeln.

„Wozu hast du den denn gefangen?"

„Für ne Käfersammlung."

„Na — weißt du — das halt ich eigentlich für unnötig. Du kannst ihn dir auch so ordentlich ansehen. Und dann kannst du ihn jedes Jahr in ungezählten Mengen wiederfinden. Wenns was Seltenes wäre, wollt ich nichts sagen. Was selten ist, muß

Digitized by Google

immer dran glauben. Aber das verstehst du noch nicht. Also: ich denke, du läßt ihn laufen, he? Andere Mistkäfer wollen auch leben."

Mit schnell aufblitzendem Blick sieht er mir forschend in die Augen, dann lächelt er und betrachtet verstohlen seine Hände. Sie sind heute zum zweitenmal gewaschen und zum drittenmal schmutzig. Er gebraucht sie ungeniert und fleißig, wenn er in Haus und Garten, Feld und Wald naturforschend sich ins All versenkt.

An den Gegenständen, die der zweiten Tasche entstammen, zuletzt an der Streichholzschachtel, sowie an der rechten Hand meiner Frau ist uns mehr und mehr eine merkwürdig übereinstimmende Röte aufgefallen. Jetzt kommen wir auch dem Ursprung dieser Farbe nah: ein beträchtliches Stück Rötel hat offenbar schon ein paar Tage in diesem Raume zugebracht und dessen Wände mit einem gleichmäßigen Rot bedeckt. Endlich findet sich noch ein schön abgeschliffenes, eirundes Rollsteinchen vom Meeresufer.

„Was ist denn das?"

„Das ist 'n Glücksstein."

„Ein Glücksstein?" —

Das kann stimmen. Wer sich an solch einem Steinchen freut, der ist glücklich.

„Wo hast du denn die hübsche kleine Silbermünze gelassen, die du neulich hattest?"

„Och, die hab ich Georg Petersen gegeben, der will mir 18 Fahnen und 25 Lanzen dafür geben."

Seine Augen leuchten.

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, das sind so Augenblicke, in denen einem das Herz ein wenig groß und das Auge — pardon — ein wenig warm wird. Denn man denkt an die vielen Male, daß dieser junge Mann in seinem Leben noch betrogen werden wird. Was wird dem sein

Digitized by Google

guter Glaube noch kosten! Man fragt sich, ob man nicht unrecht tut, wenn man einem Kinde sagt: „Sei immer wahr!" — ob man es nicht wehrlos macht? Man säh es so gern das Gebot der Wahrhaftigkeit befolgen, und man sieht dabei alle die Leiden voraus, die dann seiner warten. Also dem Achtjährigen schon sagen: „Paß auf, daß du nicht betrogen wirst!?" — Nein.

Nein. Es lieber der Zeit überlassen, die schließlich doch den Arglosesten warnt. Bei manchem brauchts freilich viel Zeit. Und dann ist ja auch der Mensch so genial konstruiert, daß er einen merkwürdig großen Wert darauf legt, nicht aus fremdem Schaden zu lernen, sondern selbst betrogen zu werden. Und dann ist es ja auch vorteilhaft, sich mäßig betrügen und belügen zu lassen. Zu viel ist freilich hier wie überall vom Übel. Wer gar zu leicht zu betrügen ist, der verleitet schließlich auch honette Leute. Die sagen dann: „Na — wenn er selbst nicht anders will —" Man glaubt nicht, wie verderblich ein einziger Vertrauensseliger für ein ganzes Rudel von ziemlich anständigen Menschen werden kann — Aber sonst —: Die Leute vom Adel haben ganz recht: sich mäßig betrügen lassen, gehört zum Adel. Wer einen Rock zu 40 Mark für 50 Mark verkauft, wer im niederen oder höheren Pferdehandel einen Gentleman hineinlegt, oder wer das Drama eines Rivalen aus dem Spielplan hinausintrigiert, damit er noch ein bißchen mehr Ruhm mit Tantiemen ergattere — und wer sich bei alledem steif und fest einredet, Klugheit und Vorteil seien auf seiner Seite und nur auf seiner Seite — ja, wer wollte solch einem armen Teufel das kleine Vergnügen des Betrugs nicht gönnen? Man zahlt je nach seinen Verhältnissen die zehn Pfennige oder die zehn Goldstücke oder die zehn braunen Scheine, und wenn man den Betrug merkt, lacht man sich ins

Digitized by Google

Fäustchen und freut sich, daß man keine Wanze ist, und was einem leid tut, ist nur der arme Kerl, der nun womöglich ganz stolz ist auf seinen „Coup" ...

Meine Frau und ich haben beschlossen, dem jungen Herrn ein eigenes Schubfach zur Verfügung zu stellen, damit er darin seine Kinderwelt baue. Nach meinem eigenen Jungentum zu schließen, wird er allerdings die Hosentasche vorziehen. Das Verhältnis zu den Dingen ist hier ein intimeres. Man hat auch alles für den ersten Griff bereit und nett beisammen: Kreisel, Mistkäfer, Äpfel und Schusterpech. Und dann — die Hauptsache! — es liegt nicht offen vor aller Augen da. Obwohl wir höchst diskret verfahren sind mit dem Geheimschatz des Prinzen Erasmus und uns das Lachen tapfer verbissen haben, er schien unser Vorgehen doch als eine Indiskretion zu empfinden. Es war eine Sache der Scham für ihn. Und man soll auch nicht einfallen ins Land der Kinderseele, man soll es behutsam anstellen, daß sie einen selbst hereinziehen. Wenn ihr Entzücken einmal recht groß ist, tun sie es schon.

Eine zartgebaute Welt, das Kinderparadies! Ein einziger rauher Hauch aus der kalten Welt der Erwachsenen — und tausend Blüten fallen auf einmal von seinen Bäumen. Es gibt ein Wunder, das ist so groß wie ein Pfennig, rund wie die Sonne und mildglänzend wie der Mond; du bewegst es ein wenig — und versteckte Farben leuchten daraus hervor; das durchsichtige Grün des Nordmeers, die Röte des Abendhimmels ... Laß aber ein paar unrechte und grobe Finger darüber kommen und es verächtlich auf den Tisch werfen — so ist es ein armseliger Perlmutterknopf! —

Digitized by Google

Im Seebade

Fragt eine Hausfrau, was es heißt: eine fünfwöchige Badereise für sieben Menschen vorzubereiten! Eine Art Moltke muß sie sein, der bis auf den letzten Knopf und Kragen einen Feldzug organisiert. Aber alle Sorgen, Berechnungen und Aufregungen solch einer Hausfrau um Koffer und Kasten sind nichts gegen Herthas Aufregungen um ihren neuen Puppenkoffer. Ihr müßt bedenken, es ist kein gewöhnlicher Puppenkoffer. Er hat Abteilungen für Hüte, Leibwäsche, Kleider, Toilettengegenstände usw. usw. und ist beinah so groß wie ein kleiner Menschenkoffer. Dieser Koffer ist ihr die Badereise; ohne ihn wäre die Badereise ein Garten ohne Pflanzen, eine Armee ohne Soldaten, ein Beefsteak ohne Fleisch. Es ist der Sinn der Badereise, daß man einen Koffer mitnehmen kann. Ich machte mir einen Scherz und sagte mit ernstem Gesicht: „Dein Puppenkoffer muß zu Hause bleiben; wir haben schon viel zu viel Gepäck."

Da schaute aus Herthas braunen Augen ein vernichtetes Lebensglück. Das konnte ich keine drei Sekunden mit ansehen, und schnell sagt ich: „Ja, ja, du darfst ihn mitnehmen."

Da war das Lebensglück wieder wie neu.

Alle fünf großen Koffer machen meiner Frau nicht so viel Kopfzerbrechen wie Herthas Puppenkoffer. Sie mag im Erdgeschoß oder im ersten Stock, im Keller oder auf dem Boden sein — überall wird

Digitized by Google

Hertha wie aus der Versenkung neben ihr auftauchen und sie über die Dispositionen in ihrem Puppenkoffer um Rat fragen. Und dabei stellt sich leider ein empfindlicher Mangel heraus. Auf Sylt ist die Witterung zuweilen rauh, auch im Sommer, und Hertha hat für ihre Puppen keine Winterkleider! Da erklärt sich Irene bereit, das Nötige zu leihen. Und da schlägt Hertha ihrer Schwester die Arme um den Hals und küßt sie, und dann schaut sie sie an und sagt mit den Augen: Ich schwöre dir unauslöschliche Dankbarkeit und ewige Liebe über das Grab hinaus.

Drei Tage darauf wars, daß Hertha bei Tisch ein allgemeines Schweigen durch den Ausruf unterbrach: „O Gott! Ich muß jeden Tag einmal sagen, daß ich glücklich bin!"

In ihrer Mutter Hände legt Hertha überhaupt alles, was sie betrifft, ihr ganzes gegenwärtiges und künftiges Schicksal, auch die Wahl ihres dereinstigen Gatten.

„Du suchst mir einen Mann aus, und dann sag ich zu ihm: Du sollst mein Verliebter sein."

So denkt sie sich den Hergang. Ob er sich so einfach abspielen wird, bleibt abzuwarten.

Was mich betrifft, so sind mir an der Badereise die Koffer nicht das Liebste; das Meer z. B. ist mir wesentlich lieber. Denn am Meere werd ich faulenzen können! Sonst hab ich zu dieser edeln Kunst kein Talent; ein verlorener Tag — wohlverstanden: nicht ein dem Vergnügen geweihter Tag, nein: ein vertrödelter, zwecklos verbummelter Tag hinterläßt mir einen schlimmeren Katzenjammer als sieben Glas Grog von schlechtem Rum — wenn ich sie trinken würde, meine ich, — aber am Meere kann ich faulenzen. Das Meer wiegt alle Gedanken ein, auch die Gedanken, die nicht schlafen wollen

Digitized by Google

und nicht schlafen können, alle, alle; am Meere glaub ich an die Vorstellung der Wilden, daß die Seele den Körper verlassen und sich auf eigene Hand ergehen könne.

Und ich reise diesmal mit um so größerem Behagen, als meine Tochter Appelschnut mich über die Kosten vollständig beruhigt hat. Als wir schon in der Eisenbahn saßen, sagte ich: „Ich glaube, ich habe mein Portemonnaie vergessen."

„Pappi, ich hab Geld mitgenommen!" rief Appelschnut.

„Wie viel?"

„Fünfzehn Fennige!"

„Na also!" Zu allem Überfluß fand sich dann auch noch mein Portemonnaie.

Aber nicht nur ein Portemonnaie habe ich mitgenommen, sondern auch Bücher. Ich beschränke mich darin und nehme selten mehr als ein Dutzend Bücher mit, da ich schon zehnmal erfahren habe, daß ich nur in vereinzelten Fällen eins davon zu Ende lese. Nachdem im Sand des Ufers eine tiefe „Kuhle" ausgegraben — so tief wie es das Grundwasser erlaubt — und ringsherum ein hoher Burgwall mit Ausblick auf das Meer aufgeworfen worden, bette ich mich so weich und warm wie möglich in die Kuhle und nehme mein Buch zur Hand. Diesmal ist es ein dickleibiges biologisches Werk über die Pflanzen und Tiere des Meeres. Ich befinde mich auf der dritten Seite der Einleitung, als ich aus weiter Ferne „Nuuu!" rufen höre. Ich lese weiter und höre gleich darauf lauter und dringlicher „Nuuu!" Da fällt mir ein, daß ich ja eigentlich mit meiner jüngsten Tochter Versteck spiele. In dieser Seeluft ist ein berauschender, benebelnder Tau, der alle Vorsätze, Versprechungen, Abmachungen, Hoffnungen und Befürchtungen in Traum und Dunst auflöst. Ich

Digitized by Google

grabe mich also aus und mache mich auf, meine Tochter zu suchen. Ich sehe sofort ihren mächtigen roten Strandhut über einen Sandwall schimmern; aber ich suche sie natürlich lange und unter verzweifelten Ausrufen überall, wo sie nicht ist. Endlich „finde" ich sie: „Ach, da bist du!" Sie kreischt vor Vergnügen wie ein Seeadler und fliegt mir an den Hals. Auch von ihrem Munde kommt der Atem des Meeres.

Nun muß ich mich verstecken. Sie drückt beide Hände vor die Augen und steckt den Kopf in den Sand, um nichts zu sehen. Ich nehme mein dickes Buch und setze mich hinter einen Strandkorb. — —

Ich befinde mich auf der vierten Seite oben, als sich zwischen mich und das Buch ein roter Hut schiebt.

„Vater, du mußt doch ‚Nu!' rufen!"

„Ach ja, wahrhaftig, entschuldige!"

In dieser Luft wird ein Cato zum Windhund, ein Regulus zum Wortbrecher, und ein Picus von Mirandola verliert das Gedächtnis. Ich sammle mich wieder auf, verstecke mich mit meinem Buch hinter der Dünentreppe und rufe „Nu!"

Ich bin auf der vierten Seite unten, als mir ein ganzer Mensch aufs Buch fällt und schreit: „Haaaa! Nu hab ich dich!"

„Nu muß du mich wieder suchen!" ruft sie und ist verschwunden wie ein Hauch.

Man wird zugeben, daß dies nicht die Art ist, ein Dutzend Bücher zu bewältigen, zumal wenn man nach siebenmaligem Rufen und Verstecken mit Hertha, der glücklichen Besitzerin des Puppenkoffers, „dritschern" muß. „Dritschern" heißt: einen flachen Stein so auf den Wasserspiegel werfen, daß er wiederholt abprallt, bevor er versinkt. Auch „dritschern" fördert die Lektüre nicht; aber als Vater kann man sich ihm nicht entziehen. Wie gut es ist, wenn man in

Digitized by Google

der Jugend fleißig gewesen, das sehe ich jetzt: ich „dritschere“ noch ziemlich schön. Aber Hertha will es wie gewöhnlich im Anfang nicht gelingen, und daran ist weniger ein Mangel an Geschicklichkeit als die Überfülle von Kraft schuld, die sie an alles wendet. Wie Brunhilde im Wettkampf den Felsblock schleudert, so wirft sie ihr Steinchen. Aber auch die stille, die innere Kraft hat sie, und da gelingt es ihr schließlich doch, und als es ihr gelungen, da lacht sie hell mit dem Mund und heller mit den Augen, wirft mir die Arme um den Hals — ich weiß nicht, ob es Liebkosungen oder Schläge sind — und küßt mich.

Hertha, du siehst aus wie ein Symbol der Natur: du küssest und zermalmst, und alles mit lachenden, unschuldsvollen Augen!

Die ersten drei Jahre ihres Lebens war sie ununterbrochen krank, ein trauriges Würmchen, die nagende Sorge der Mutter. Da gingen wir alle eines Sommers in ein jütisches Fischerdorf an der Nordsee, und in diesem Dorf waren drei Wochen lang heulender Sturm, peitschender Regen und unentrinnbarer Dorschgeruch. Wir verwünschten das Dorf und reisten nach Hause, und von Stund an war Hertha gesund und ward fröhlich und stark. Wie oft verwünschen wir Toren das Glück, das wie Unglück aussieht!

Schließlich entläßt mich Hertha freilich in Gnaden zu meiner Lektüre; aber inzwischen hat Roswitha-Appelschnut neue Kräfte gesammelt. Als ich auf der fünften Seite oben bin (noch immer Einleitung!), da tritt sie an mich mit dem Ersuchen heran, die gewohnten Zirkuskünste mit ihr zu exekutieren. Ich muß mich platt in den Sand legen; sie springt mit zehn Schritt Anlauf auf mich zu, und ich muß sie auffangen. Nach diesem „Todessprung“ kniet sie in

Digitized by Google

meine flachen Hände, und ich muß sie langsam und lotrecht emporheben. Dann folgt „Appelschnut, die Königin der Luft". Ich strecke einen Arm hoch; sie legt sich mit dem Bauch auf meine flache Hand, streckt alle Viere nach den vier Himmelsrichtungen, und ich muß sie drehen. Lauter Sachen, mit denen ich im Wintergarten zu Berlin ein Heidengeld machen könnte, wenn ich wollte.

Aber plötzlich ist Appelschnut verschwunden. Wie ein Traum ist sie entflohen. Die Kinder gehen mit der Mutter zum Baden. Darum! Sie ist schon ganz ferne, hinter zwanzig Sandhügeln.

Vor zwei Jahren war es noch anders. Da sah sie die weiß und grünen Wogen auf den Strand klatschen und in die Höhe spritzen, klatschte in die Hände, lachte, als ob das Herz zum Halse herausfliegen wolle, und dachte: Ei, was ist das Meer für ein Spaßmacher! Und gar nicht schnell genug ging ihr das Auskleiden, gar nicht früh genug konnte sie dem Spaßmacher an den Hals springen! Mit offenen Armen sprang sie ihm jauchzend entgegen — und im nächsten Augenblick lag sie sieben Meter weiter zurück mit der Nase im Sand; sie hob den Kopf, sah sich mit grenzenloser Verblüffung um, schnappte nach Luft, und als sie sie endlich hatte, brüllte sie mit der Brandung um die Wette. Es war eine Art Nachbildung der berühmten Arie: „Ozean, du Ungeheuer!" Oh dieser abscheuliche Grobian von einem Spaßmacher! Sie wollte ihn umarmen und mit ihm tanzen, und er schmiß sie auf den Strand wie einen gemeinen Sandfloh! Kurz, sie war dem Meer auf ewig böse.

Heute aber, da sie „schon groß ist", hat sie Poseidon verziehen; sie weiß ihm um den Bart zu gehen und seinen täppischen Späßen zu entschlüpfen, und am liebsten ginge sie im Wasser zu Bett. Wenn sie nicht baden darf, so streift sie Rock und Höschen auf

Digitized by Google

und watet durch sämtliche Lagunen und Lachen, die das ebbende Wasser zurückgelassen. Noch gestern abend rief sie, als meine Frau sie zu Bett bringen wollte: „Ach Mammi, bitte, bitte, noch einen Augenblick, hier ist noch so ne himmlische Pfütze!"

Appelschnut, Appelschnut, was wird der „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenschen" dazu sagen, daß du von himmlischen Pfützen sprichst!

Ja, sie ist schon so sehr mariniert, daß sie jetzt auch einen Matrosen zum Mann haben will.

„Erst will ich barmherzige Schwester werden, und dann ich werd wohl 'n Bauern nehmen, damit ich recht viele Tiere krieg, und dann heirat ich 'n Matrosen." Es ist dabei zu bedenken, daß sie schon vier Spielkameraden Hoffnung auf ihre Hand gemacht hat und außerdem nach einer früheren Äußerung an dem Gatten ihrer Schwester Hertha partizipieren will. Sie wird das System Blaubart akzeptieren müssen.

Und dabei sagt diese Dame, die sieben Männer haben will, noch statt „Badekabine": „Kabadebine!" Jawohl, meine Frau und ich haben es wiederholt gehört: sie, die schon in richtigen Konjunktiven spricht und sogar Konzessivsätze riskiert, sagt noch: „Kabadebine". Und wir haben uns fein gehütet, sie zu korrigieren; das Wort war uns ein wundersam rührendes Überbleibsel aus jener Zeit, da sie noch durch die Sprache wie durch einen Urwald tappte und die wunderlichsten Blumen und Wege fand. —

Also ich darf mich jetzt einer Ruhepause erfreuen. Ich habe mir in einem großen Eimer allerlei Seegetier gesammelt und will jetzt so lange hineinsehen, bis ein kleiner Seestern mit seinen Saugfüßchen vom Grunde des Eimers bis oben an den Rand hinaufspaziert ist. Damit kann man sehr gut ein paar

Digitized by Google

Stunden ausfüllen. Wenn ich dies Stück Arbeit erledigt habe und nicht allzu müde bin, will ich einer meiner Entenmuscheln so lange zuschauen, bis sie fünftausendmal ihre feinen Rankenfüße vorgestreckt und wieder eingezogen hat. Ja, wenn nicht mein Freund und Duzbruder Nazi wäre!

Nazi ist ein Dreijähriger; aber er ist groß und dick wie ein Sechsjähriger. Er hat einmal gehört, daß er zu dick sei, um schnell zu laufen; seitdem erklärt er, wenn er sich tummeln soll: „Kann nich, schu dick!" Er fiel uns schon auf der Herreise in der Eisenbahn durch die energische Erklärung auf, daß er nicht in der „heißen Tütbahn" fahren wolle, sondern in der „kalten". Die „Tütbahn" war natürlich die Eisenbahn, weil sie „Tüt" macht, und „heiß" war sie, weil er das Feuer unter dem Kessel der Lokomotive gesehen hatte. Das war ihm unheimlich gewesen, und darum verlangte er, kalt zu fahren.

Als ich mich kaum in die tiefsinnige Betrachtung meines Seesterns versenkt habe, höre ich den Ausruf: „Ich krieg doch wasch schu eschen!"

Aha, also Nazi. Als er mich einmal mit Sand beworfen hatte, rief ich: „Wart, du Schlingel, du kriegst heute nichts zu essen!"

„Ich krieg doch wasch schu eschen!" rief er.

Ich tat, als wenn ich aufspringen wolle.

Er kreischte halb vor Furcht, halb vor Vergnügen, sprang drei Schritte zurück und schrie: „Ich krieg doch wasch schu eschen!"

Ich griff zähnefletschend nach einer Sandschaufel und schwang sie drohend.

Er kreischte wieder, sprang wieder drei Schritt zurück und schrie abermals: „Ich krieg doch wasch schu eschen!"

Jetzt sprang ich zornbebend und wutschnaubend auf die Füße und lief drei Schritt auf ihn zu.

Digitized by Google

Er lief sieben Schritt, blieb stehen und schrie dasselbe, und bei dem „doch" klappte seine Stimme jedesmal über. Auch mit diesem Spiel könnte ich eventuell meinen Kuraufenthalt ausfüllen; Nazi würde nichts dagegen haben; aber ich mach es nur einmal vormittags und einmal nachmittags; dabei werde ich immer noch, da Nazi fünf Wochen zu bleiben gedenkt, etwa siebzigmal alle Stadien der sittlichen Entrüstung darüber, daß Nazi etwas zu essen kriegt, durchlaufen müssen.

Nachdem ich auch diesmal mein Pensum Wut geschäumt habe, wird Nazi auf den Eimer aufmerksam. Er guckt hinein und fragt: „Wasch isch dasch?"

Ich nenne ihm die einzelnen Tiere.

„Worum tut die immer scho?" Er macht die Bewegungen der Entenmuschel nach.

„Sie holt sich was zu essen aus dem Wasser!"

„Da isch ja gar nix schu eschen!"

„Doch; da ist sehr viel zu essen; das kannst du nur nicht sehen."

„Worum nich?"

„Weil es zu klein ist."

„Worum isch esch schu klein?"

„Junge, das weiß ich nicht."

„Och, weisch doch mal!"

Dja, wenns an meinem Willen läge, dann wüßt ich noch ganz was anderes.

„O kuck mal!" ruft er plötzlich, „der Hund wackelt mit'n Henkel!"

Ich bin natürlich sehr begierig, einen Hund mit einem Henkel zu sehen. Richtig, da steht ein Hund mit einem aufwärts gekrümmten Schwanz, und mit diesem Schwanze wackelt er. Man kann den Schwanz gar nicht treffender bezeichnen, als ihn der Dichter Nazi bezeichnet hat.

Endlich vermißt er meine Töchter, für die Nazi

Digitized by Google

natürlich nächst Schlagsahne das Himmlischste auf der Welt ist.

„Wo isch dein Mädschen?" fragt er.

„Wen meinst du? Gertrud?"

„Nein, Fräulein andere Gertrud!"

„Irene?"

„Nein, Fräulein andere Irene!"

„Hertha?"

„Ja."

„Die sind alle zum Baden. Willst du nicht auch baden?"

„Nein, kann nich, schu dick," ruft er und stapft mit den Säulen des Herkules durch den Sand von dannen.

Ich lese nun die fünfte Seite der Einleitung zu Ende; da ich aber zum Umblättern zu erschöpft bin — ich werde hier allmählich zur Molluske — so streck ich mich zunächst einmal lang in den Sand.

Aaaaaaaaah — hahaaaaaa — — —

Und ich brate in der Sonne.

Und ich sehe fern, fern am Horizont ein kleines, weißes Segel, das will ich betrachten, bis es verschwindet. In jenem Schifflein sitzt meine Seele — ich weiß es! Und ich will meiner Seele nachschauen, bis sie in den veilchenblauen Himmel entschwindet.

Indessen brät mein Leib in der Hölle, in dieser unsagbar molligen Hölle, die meinetwegen ewig sein kann. Man kann die Genüsse von Himmel und Hölle nicht bequemer vereinigen.

Meinem Leib ist wohl wie einem angespülten toten Seehund.

Zuweilen ist es mir auch umgekehrt: dann liegt meine Seele hier am Strande und hat sich in Sonnenschein verwandelt, und mein Leib schwebt unsichtbar in den Lüften, aufgesogen von den Wolken, von der trinkenden und trinkbaren Luft.

Meine Lungen sind vollständig betrunken von

Digitized by Google

dieser Luft, und mein Leib schmort, und wenn ich noch ein wenig warte, wird er zu brutzeln anfangen.

Wie es scheint, bestreut mich schon jemand mit Salz und Pfeffer; aber es ist nur Appelschnut, die mich mit Sand bestreut. Von unten anfangend, bedeckt sie mich nach und nach vollständig mit Sand. Sollte ich wirklich nur noch ein toter Seehund sein? Ich opponiere nicht einmal, als mir der Sand zwischen Hals und Kragen rieselt, obwohl dies kein eigentlich angenehmes Gefühl verursacht. Ein toter Seehund faßt keine Entschlüsse mehr.

„O Pappi, laß uns mal Pferd spielen!" ruft Appelschnut plötzlich.

Aber ich bin von meinen Forschungen über dem Wassereimer so angegriffen, daß ich ihr vorschlage, lieber Kuchen und Häuser zu backen, ein Geschäft, das man ohne große Veränderung der Körperlage etablieren kann. Sie ist sofort einverstanden, und wir backen in zehn Minuten eine amerikanische Großstadt mit Häusern, Kirchen und Kuchenläden. Allerdings bauen wir mit stetig wachsendem Arbeitspersonal. Nach fünf Minuten ist nahezu die ganze unmündige Strandbevölkerung auf der Arbeitsstätte versammelt. Und als ich nach abermals fünf Minuten emsig damit beschäftigt bin, in einem Garten sämtliche Blumen und Gemüse anzubauen, die sich aus Strandhafer herstellen lassen, empfinde ich um mich her eine abgrundtiefe Stille. Ich hebe den Blick: meine Arbeitsgenossen sind schon in weiter, weiter Ferne; sie haben längst ein anderes Spiel begonnen, und Appelschnut hüpft über die fernsten Hügel wie eine wandernde Mohnblume.

Verwaist, vergessen und öde liegt die Stadt. Schon beginnt der Wind, sie zu verwehen, die Flut, sie zu benagen. Nie wieder wird die eben noch Lebendige ein Hauch des Lebens erwecken; in einer Stunde

Digitized by Google

wird sie verschwunden sein. Wunderbare Welt des Meergestades! Selbst Kinderträume verwehen in dieser Luft noch schneller als drinnen im Land, und tiefer noch als anderswo senkt sich ins Herz das Gefühl: auch deine Wünsche sind wandernder Staub. Du brauchst nicht nach Ägypten zu gehen: diese verlassene Stadt der Kinder ist Memphis.

Aber auch die beschauliche Ruhe ist hier vergänglich; schon kommt Roswitha wieder herbeigesprungen.

„Mutti!" ruft sie erregt.

Ich wundere mich, daß sie mich als Mutter anredet, und sehe mich um — ach so: meine Frau liegt neben mir im Sand.

„Mutti, Erna is immer so eisch; wenn wir spielen, dann macht sie immer Streit und wirft uns Sand ins Gesicht. Sei man gar nich mehr so nett mit ihr; wir sind alle von ihr weggegangen!"

In diesem Augenblick geht Erna, eine von den weniger erfreulichen Badebekanntschaften, weinend vorüber.

„Mutter, sie weint," sagt Appelschnut, „soll ich sie mal fragen, ob sie wieder gut mit uns sein will?"

„Ja, frag sie nur."

Nach einer kleinen Minute wandern Erna und Appelschnut wieder Arm in Arm. Auch Roswithens Zorn verrinnt und verweht wie Wind und Welle.

„Was spielt ihr denn?" fragt meine Frau.

„Ach, wir spielen so fein! Krankenhaus! Mit unsern Puppen! Einer is heute schon dreimal operiert worden, un denn hat er noch Scharlach un Cholera!"

Allmächtiger! Je verzweifelter die Fälle sind, desto vergnügter sind diese barmherzigen Schwestern. Patienten mit weniger als drei Krankheiten scheinen gar nicht aufgenommen zu werden.

„Eben is auch 'n kleines Baby geboren worden, noch kein Jahr alt und hat schon 'n Keuchhusten!"

Digitized by Google

„Na, da habt ihr ja alle Hände voll zu tun," ruft meine Frau lachend.

„Ja!" rufen stolz die beiden wie aus einem Munde, und schon sind sie wieder über den Bergen bei den sieben Zwergen. —

„Ich krieg doch wasch schu eschen!" schreit es nah bei meinem Ohr.

Nee, is nich, Nazi. Mein Morgenpensum ist erledigt.

„Ach, da ist ja mein Nazi!" ruft meine Frau. „Komm, sag mir mal guten Tag."

„Kann nich — schu dick!" versichert er mit Überzeugung.

„Ja, wenn du zu dick bist, darfst du ja auch keine Schokolade essen."

Nein, nein, das ist eine mißverständliche Auffassung; für Schokolade ist er nicht „schu dick".

Die magnetischen Kräfte der Schokolade sind von der Wissenschaft, wie mir scheint, noch entfernt nicht in ihrer ganzen Gewalt erkannt. Wie aus dem Boden gestiegen, umstehen meine Frau im nächsten Augenblick mehrere eigene Kinder, zwei Schwestern des Herrn Nazi und einige weitere Strandbevölkerung.

Als Nazi auf dem Schoß meiner Frau sitzt, guckt er ihr minutenlang in die Augen. Irgend etwas tieferes Philosophisches scheint sich in ihm zu entwickeln. „Kannsch du mit deinen Augen schehen?" fragt er schließlich.

„Ja gewiß, Nazi! Warum soll ich denn mit meinen Augen nicht sehen können?"

„Deine Augen schind ja scho dunkel!" meint er.

Dieser Ausspruch Nazis ruft in der Korona seiner weiblichen Verehrer einen Sturm des Entzückens hervor.

„Ist er nicht zu süß?" jubelt Hertha. „Gott! Solch einen kleinen Bruder möcht ich auch noch haben!"

Digitized by Google

Aber Nazis sechsjähriges Schwesterchen spricht ein ernstes und passendes Wort:

„Tu das lieber nich, Hertha," sagt sie, „da is viel Arbeit bei."

Meine Frau ist durchaus der gleichen Meinung und drückt ihrer verstehenden Mitschwester dankbar die Hand.

Es ist auch zu bedenken, daß ich nicht nur schon fünf eigene Kinder habe, sondern daß ein allerliebstes kleines blondlockiges Mädel, ein Püppchen aus lauter Grazie und Spitzen, sich mir vollständig attachiert und mich ohne alles Verdienst mit Standhaftigkeit „Vater" nennt. Auch sie ist schuld, daß ich die Einleitung meines biologischen Wälzers nicht zu Ende lesen kann. Wenn sie ihrer Puppe das Bett macht, packt sie mit den Worten „Vater, halt mal, bitte!" erst die Paradedecke aufs Buch, darauf das Deckbett, dann das Kopfkissen, hierauf das Bettlaken und endlich Matratze und Pfühl, und ich kann nicht eher weiterlesen, als bis alles in der umgekehrten Reihenfolge, gehörig geklopft und gelüftet, wieder in den Puppenwagen gelegt worden ist. Und ferner ist zu bedenken, daß ich ja schon einen Nazi habe, einen viel längeren als diesen, nämlich den Obertertianer Erasmus. Wenn ihr einmal ein Füllen auf einer großen Weide beobachtet habt, dann habt ihr eine Vorstellung von Erasmus im Seebade. Solch ein Füllen, wie ihr wißt, steht in diesem Augenblicke still und nachdenklich da, um ganz plötzlich und unvermittelt den Kopf in den Nacken zu werfen, die Mähne zu schütteln und mit geblähten Nüstern, wiehernd, den Rasen stampfend und die Hufe gegen den Himmel werfend, zwanzigmal die weite Wiese zu umrasen, und in seinem Gewieher ruft es: „Ihr lächerlichen Menschen, wie lächerlich klein ist eure Erde!" So auch Erasmus. Wenn vom Gefäß seiner Jugendkraft plötzlich der

Digitized by Google

Pfropfen sich löst und knallend in die Luft fliegt, dann wird er zum jugendlichen Steppenroß, das fliegenden Laufes die Dünen und Sandwüsten der Insel durchstampft, und wenn ihn der Hafer sticht, wiehert er mit ungemeiner Naturtreue. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zentauren der griechischen Mythologie ursprünglich wildlebende Obertertianer waren.

Dabei zeigt dieses Natur- und Fabelwesen zu anderen Zeiten Momente einer überlegenen Ironie. Als er eines Morgens aus seinem Bette stieg, bemerkte meine Frau, daß er aus dem einen Zipfel seines langen Nachthemdes einen riesigen Knoten gemacht hatte.

„Was soll denn das?" rief meine Frau.

„Das soll mich daran erinnern, daß ich noch Cäsar präparieren muß."

Das war freilich schon stark gegen Ausgang der Ferien.

Jeden Mittag um zwölf Uhr kommt Erasmus an meine Sandfeste, um mich zum Baden abzuholen. Bei Obertertianern muß man die Badestunde immer unmittelbar vor das Diner legen, weil nur eins die Kraft hat, sie wieder aus dem Meere hervorzulocken: die Tischglocke.

Wenn wir dann zum Essen gehen, müssen wir auch an Nazis Tisch vorbei. Sein Vater erlaubt ihm nicht, die Versicherung, daß er doch was zu essen kriege, laut durch den Saal zu schreien; aber er blinzelt mir heimlich mit boshaftem Frohlocken zu, und ebenso heimlich schüttle ich grollend die Faust.

Wir entwickeln alle einen ziemlich gleichmäßigen Appetit, den bekannten nördlichen Luft- und Meerhunger; aber Appelschnut wollte ihre Milch nicht trinken. Da habe ich sie dazu überredet, ihre Mutter regelmäßig bei Tische „anzuführen". Ich gab ihr den teuflischen Gedanken ein, ihre Milch heimlich

auszutrinken, dann zur Mutter zu sagen: „Ich mag keine Milch!“ und wenn die Mutter sie dann tadelte, ihr triumphierend das leere Glas zu zeigen. Das wiederholen wir nun bei jeder Mahlzeit und — merkwürdig! — jedesmal fällt meine Frau wieder darauf hinein, und jedesmal tauschen Appelschnut und ich danach einen Blick der freudigen Genugtuung: „Sie ist richtig wieder auf den Leim gegangen!“

Bei Tische muß ich, einem stillschweigenden Übereinkommen gemäß, ein gewisses Quantum Witze für den Hausgebrauch machen, zum Beispiel wenn der Roquefort, der Maden hat, durch einen Camembert abgelöst wird, muß ich sagen: „Le Roquefort est mort, vive le Camembert!“ oder so etwas Ähnliches; der Nachmittag aber gehört dann allerdings vorwiegend der Ruhe. Zwar nehme ich, in der Sandgrube liegend, die Biologie der Meerorganismen vors Gesicht, aber doch nur in dem vollen Bewußtsein, daß dieses Bewußtsein schon nach Beendigung des ersten Vordersatzes schwinden werde.

Natürlich: wenn ich von Ruhe gesprochen habe, so hat das keinen Bezug auf die Kinder. Kinder haben ein so ruhiges Herz, daß Haupt und Glieder der Ruhe nicht bedürfen. Ich habe denn auch kaum das Quantum Schlaf genossen, dessen man nach einem solchen Vormittage dringend bedarf, als mir aus Traumeshimmeln etwas ziemlich Schweres, Warm-Lebendiges auf den Magen fällt. Selbstverständlich Appelschnut.

„O Pappi, wir spielen zu fein! Karl is der Wolf, un ich bin das Pferd, un denn kämpfen wir uns immer mit'nander!“

Ich habe also ein Pferd auf dem Schoß. Auch in diesem Augenblick, da sie auf meinem Schoße sitzt, fühlt sie sich vollkommen als Pferd. Aber das Pferd hat einen sehr kräftigen Schmutzfleck im Kleid.

Digitized by Google

„Roswitha, wie hast du das schöne neue Kleid beschmutzt!"

„Ach, das war so naß geworden, un da wollt ich es mit Sand wieder rein machen, un da war es mit einmal so schmutzig."

Der Sand muß starke Beimengungen von rötlichem Ton gehabt haben.

„Sag es man nicht erst Mutter," meint sie, „sie ärgert sich bloß."

Diese Besorgnis um die Mutter finde ich ergreifend.

„Ich weiß ja, mein süßes Väterchen sagt nichts," dabei wirft sie mir die Arme um den Hals, küßt mich und trabt mit dem Wolfe davon.

Nicht einen Augenblick ist ihr der Gedanke gekommen, daß es für ein Pferd absurd ist, sich auf den Schoß seines Vaters zu setzen und ihn zu küssen.

Nach einer Viertelstunde kommen Pferd und Wolf wieder auf mich zugerannt, und das Pferd ruft in großer Erregung: „Vater, Karl will nich glauben, daß die Erde sich immer so rumdreht!"

Als Anhänger des kopernikanischen Systems bestätige ich, daß die Erde sich immer so rumdreht.

Karl wird nachdenklich.

„Er meint, dann fallen wir ja alle um!" ruft Appelschnut.

„Nein, die Erde hält uns fest und nimmt uns alle mit."

„Wir drehn uns auch alle!" erklärt Appelschnut.

„Die Schaufel auch?" fragt Karl, auf eine im Sand steckende Schaufel zeigend.

„Die Schaufel auch," bestätige ich.

„Der Strandkorb auch?"

„Der Strandkorb auch." „Du auch?"

„Ich auch. — Und du auch."

„Ich?"

„Ja."

Digitized by Google

„Hähääää — das ist nicht wahr!" ruft Karl mit überlegenem Lachen, und vor dieser Überlegenheit muß ich, wie schon so oft in meinem Leben, verstummen. Karl dreht sich nicht mit.

Und so verfließt der Nachmittag, so verfließt der Tag, und gleich auf den ersten Tag folgt der letzte Tag. Ganz anders ist es als in den Tagen der Schöpfung. Da heißt es: „Es ward aus Abend und Morgen ein Tag." Hier müßte es heißen: „Aus Abend und Morgen werden vierzig Tage, hundert Tage, tausend Tage." Was zwischen dem ersten und dem letzten Tage liegt, ist ein stilles, ewiges Fließen von Wasser und Wind, von Atem und Traum, und so wenig du die Tropfen im Meere zählst, so wenig dir daran liegt, sie zu zählen, so wenig achtest du hier der Tage im Meere der Zeit.

Wehmütig raffen die Kinder am letzten Tage den kleinen Hausrat unserer flüchtigen Wohnstatt zusammen; wehmütig stehe ich dabei, das Werk über die Pflanzen und Tiere des Meeres mit seiner unausgelesenen Einleitung in der Hand haltend. Da höre ich aus weiter Ferne ein Krähen. Ich suche lange nach dem Ursprung dieses Schalles und finde endlich oben am Rand einer hohen Dünenklippe zwei Menschen, die wie eine Dame und ein Kind aussehen. Da der Wind herübersteht, so höre ich endlich mit angespanntestem Gehör: „Ich krieg doch wasch schu eschen!"

Da reiß ich von unserer verfallenen Strandburg einen mächtigen Pfeiler los, pack ihn mit beiden Händen und schüttle ihn mit furchtbarer Drohung.

Und der Wind trägt mir ein letztes, jauchzendes Kinderlachen zu.

Und ganz zuletzt erlebe ich noch etwas Wundersam-Schönes.

Mein Töchterlein hat hier eine Freundin gefunden,

Digitized by Google

die heißt Else. Totweinen würde sie sich, wenn sie Else niemals wiedersehen solle, so hat Irene erklärt. Nun umwandern sie, um Hals und Hüfte innig Arm und Arm geschlungen, die Reste unserer Strandburg und singen.

Irene singt: „Nun ade, du mein lieb Elseland, lieb Elseland, ade!"

Das Land, wo sie Else kennen gelernt, ist ihr ein Elseland geworden.

Else singt: „Nun ade, du mein Irenenland, Irenenland, ade!"

Das Land, wo sie Irene fand, ist ihr ein Irenenland geworden.

„Irene" ist „der Friede" — das weiß Else vielleicht nicht einmal.

Kinder, ihr singt ein tiefsinniges Lied.

Nun ade, du mein Irenenland — — —!

Digitized by Google

De Geschichte vun denn Krabbenfischer

„Ackrot soo — hebbt ji ni n bitten Toback bi joo? — ackrot soo, wie ick dat vertell, is dat mit em toogohn. Wat e vun Landsmann weur, ob dat n Danske oder n Engelsmann, oder ob dat verlich n Hollanschmann weur — dat kann ck ni sengn[1]; denn snacken kunn e jo nich, wenigstens ni, dat ick wüß."

Wie gewöhnlich, waren mehrere in der Stube, die zu gleicher Zeit sprachen.

Sobald aber Klas Ivensen anfing, hörte das Geplauder um ihn her auf; einer rückte auf der Bank näher an ihn heran und fragte:

„Wat is loos, Klos?"

„Du hars jo man oppassen kunnt," antwortete Klas, „denn wuß du jetz bescheed. Heß du verlich n bittn Toback bi di?"

Ja, das hatte er.

Klas kriegte Tabak und stopfte seine Pfeife. Darauf fing er wieder von vorn an. Vom „Krabbenfischer" war die Rede gewesen. —

„Süß[2]) du, dat sünd all vele Johrn her, goode

---

[1]) sagen. [2]) Siehst.

dottig (dreißig) weenigstns; doomols geev dat noch Dosch buten int Fohrwoter. Jetz kann man dor jo lingn un twee bit dreehunnert Klafter intrecken un kricht doch blooß n halv Dutzend Schellfisch un ni een Dosch. Ober to doomolige Tid geew dat Dosch. Na, dor weur ick also buten int Boot mit Hein Splitt un mit Jan Unn'nrum — soo nenn'n wi em — de später in Ameerikaa unnergohn is. Hein un ick stunnn achter int Boot un trockn dat Nett rin, un Jan seet opn Sitz un roo[1]). Wi harrn all meehrere Dutzend Dosch int Boot, doo treckt dat mit eenmol gans stramm de Lin dol.

„Na, treck doch an!" segg ik.

„Jo, dat is swor," seggt Hein. „Wat mag dat wull sin?"

„Treck man in," segg ick, „denn wars dat woll to seehn kriegn."

He treckt in, un ick lech den Troch torech, wo de Angeln inlecht warn sulln; denn ick dach, dat weur n banni grooten Dosch.

„Kieck mol, wat n Kerl!" sä Hein, as e introckn harr.

Ick kom mit denn Kopp in de Heuch un kiek rut op dat Woter.

Dor keum eers n krummen Arm mit n Hand ton Vorrschin, un denn de Boß[2]) un n Stück vunt Kinn mitn Bort an. Ober doo sacken Boß un Arm werrer trüch int Woter; denn dor weur noch n Angel, de harr sick wieder un'n in denn Büxenquarrer[3]) faßhokt, un nu keumm n Por Stebelspitzen hooch, grod noh de Bootssid too.

„Was denn dat vun een," reep Hein un leet de Lin werrer noh.

Ick säh em, hee sull intrecken, ober gans lang-

---

[1]) ruderte. [2]) Brust. [3]) Hosenbund.

Digitized by Google

som. Un nu keum de Mann ton tweetenmol hooch, stief un lang, un stunn benoh pil in Enn[1]) int Woter.

„Lot em binnen!" reep Jan vun sin Platz her.

„Süllt wi em werrer sacken loten?" freug Hein un stunn mit de Lin in de Hand dor. Ick kiek mi denn Gaß[2]) nochmol an un kiek int Boot rin, un denn sech ick:

„Na — das doch ook n Minsch!"

Na, un doo treckt wi also in un fot em an un böhrt[3]) em int Boot. Junge, wat leup dor vun Woter an em dol, un n bittn unhantierli weure jo ook, so slapp wi n dooden Fisch; ober wi slepen em doch int Vorrerdeel vunt Boot un setten em in Enn[4]) mit n Rückn geegn denn Steeven un dat Gesich no uns too.

Jo — un dor seete nu.

De Sünn stunn all tämli deep un schien em grod in de Oogen. Un während dat wi nu de Lin introcken un af un an n Dosch vun de Angeln neemm, kunnn wi dat ni nohloten: wi mussn uns vun Tid to Tid umdreihn un n Blick noh em hensmitn — wie e dor so seet — so — mit dat Gesich noh uns too.

Jan — de seet nämli opn Balken un roo[5]) — de kreeg nu gewissermoßen sunn sunnerboris Jöken[6]) int Gnick[7]). Hee rutsch ümmer op denn Balkn hen un her, un denn smeete mol n Blick noh vöhrn öber de Schuller.

„Wat kicks du denn, Jan?" freug ick.

Jan sä nix un fung an to fleiten.

„n Fischer fleit ni int Boot!" sech ick.

„n bitten später sä Hein: „Dat schint, as wenn dee dor uns anglupt[8])".

---

[1]) „pil in Enn" = aufrecht. [2]) Gast. [3]) hoben. [4]) richteten ihn auf. [5]) ruderte, von dem englischen to row. [6]) Jucken. [7]) Genick. [8]) anglotzt.

Digitized by Google

„Dummn Snack!" sech ick. „Wie kann n doodn Mann glupn!" —

Noh n lüttje Tid secht Hein werrer datselbe, un Jan rutscht werrer hen un her op den Balken. Un grod as wi de letzte Parti vun de Lin introckn harrn, lett Jan de Reemm[1]) loos un bückt sick dol un nimmt sunn grooten Seestern, de opn Borrn[2]) vunt Boot leech, un dreiht sick um un backt denn Krabbenfischer denn Fisch opn Kopp, soo dat dat halbe Gesich bedeckt weur.

„Dat hars du ni doohn mußt, Jan!" sech ick.

„Dat kann wull sin!" seggt hee. „Ji harrn jo ni neudi[3]) hatt, em an Boord to nehmm. Jeedismol, wenn ick em öber de Schuller ankeken hevv, hette mi anglotzt, un da s wahrafti keen angenehmis Gefeuhl, noch dortoo, wenn man trüchwarts fohrt!"

Na, mit Sünnunnergang fohren wi jo denn nu to Hus, un dor stunn'n an Strann Lüd un reepen: „Wa s denn dat vun Kammerrod, denn ji dor an Boord hebbt?"

Wi geeben jem ober gorkeen Antwoort, eer dat Boot op Grund steutn deeh.

Un do sprungn wi ut un trockn dat Boot ant Land, un dor weurn denn jo ook glik verschiedene, de mit anfeuten — na, eener helpt jo doch n annern, wenn man keen Hoben[4]) hett ton Anlengn.

As wi nu dat Boot opn Sand brocht harrn, sech ick too de Lüd, de dor rum stohn deehn:

„Nu künnt ji selbs seehn, wen wi an Boord kregn hebbt."

Doo mussen se em notürli all ankiken. Un doo frogt de ool Klos Raff:

„Hette n Klock bi sick oder soowat?"

„Dor hebt wi noch gonni an dacht," sech ick, un

---

[1]) Riemen, Ruder. [2]) Boden. [3]) nötig. [4]) Hafen.

Digitized by Google

ick wull em glik de Överjack opkneupn; ober doo secht de Dooberloots, dat droff ick ni: eers muß noh de Polizei schickt warn, un jeedenfalls muß denn Tollschandarm eers Bescheed secht warn.

„Ick dach, dee koß keen Toll!" sä Jan un böhr em n bittn op.

Na, nu mussen se jo all lachen, un wenn de Lüd eers lacht, denn ward se jo ook ümmer utgelotn, un soo fung denn nu Jan an un meuk allerlei Jux mit em.

„Dat mag ick ni lidn," sä ick, „un verlich bereus du dat noch mol."

Doo leete dat ook no, un nu keum denn also de Tollschandarm un damp wie n Pehrd in sin Uniformrock; denn harre vor luter Il opn Buk scheef tookneupt. Dee weur ümmer so fürchterli iweri[1]), wenn dat mol wat to doohn geev; denn dat keum man selten vorr, date ergend woo rumsnüffeln kunn.

„Was für Waaren haabt ihr an Boord?" reepe all gans vun widen.

„Seehn Sie man selber nach, Herr Schandarm!" sä ick.

Mittewil harr nu ober Hein n Teerdok över denn Dooden smetn, as nämli de Loots secht harr, dat wi em ni anreuhrn droffen. Nu kummt jo also de Schandarm ant Boot un pust wie sunn Wallfisch un nießt un speet un dreugt sick de Näs mit sin grootis, roodis Taschndook, dat hung ümmer achter ut de Uniform rut.

„Na, Leute!" sechte doo un ward ondli gans fründli un notürli; „was haabt ihr denn heute for Kleinigkeidn?"

„Jä — Kleinigkeidn sünd das eigentlich nich, Herr Schandarm!" sä ick.

„Is all gut, Klas. Ihr haabt wull n bischen ...;

[1]) eifrig.

Digitized by Google

aaber wenn man der König das Seinige kricht un das Gesetz nimmt man seinen Gang, denn is daa jaa auch nix Ungesetzlichis bei!"

Na — dat weur dat jo ook ni. Un nu nimmt jo de Schandarm dat Teerdok wech, un nu stunne dor un harr dat Dook in de Hand un bekeek sick denn Fremm int Boot.

De Krabbenfischer geev keen Mucks vun sick. Hee weur jo gesetzlich entschuldigt. Und de Schandarm sä ook nix; dat harre jo wull ni dacht.

„Pfui Teufel, er stinkt jaa!" sä e un doo smeet e dat Teerdook werrer öber em.

Dat funn ick nu grode ni sehr heuflich, sintemaalen un alldieweilen dat doch ook n Minsch weur, wenn ook man n doodn.

Doo sä de Schandarm, bi denn Doodn dor muß n „Wache" hinstellt warn un denn muß noh de Polizei oder noh n Ortsvorsteher oder n Richter oder n Schrieber — oder Gott weet wen — schickt warn, dormit dat se nohseehn deehn, ob de Mann nu ook richti dood weur, un ob ook suns allns in Ornung weur, un ob e ook de Chullero[1]) mitbroch oder verlich Liebisbreev oder Schuldschins bi sick harr, wo man ut seehn kunn, wokeen[2]) dat eegentli weur. Keener sull sick unnerstohn, em vorrher antoreuhrn, sä de Schandarm, un dorbi keum e soo iweri in dat Nohdenken un Reden rin, dat e gans vergeet, sick dor öber to argern, dat wi em keen annere Kleenigkeit mit noh Hus brocht harrn.

Wi sulln glik selbs „Wache" holln, sä e, un doo kreegn wi twee Muskeeten un n Säbel, ondli mit n Scheed[3]); de Schandarm weur nämli sunn ooln Undroffzier, un n Wach ohne Gewehrn, dat kunn e sick ni denkn.

---

[1]) Cholera. [2]) wer. [3]) Scheide.

Digitized by Google

Wi stunn nu also „Wache“, un allmähli, wie dat nu dunkler weur, gungn de Lüd, de dor an Strann west weurn, to Hus. So ungefähr geegn halv tein keum de Schandarm, eer hee to Bett gung, un „inspizier“. Ick, as de Ollste, stunn nu mit denn Säbel dor, un de beidn annern, Hein un Jan, de harrn de Gewehrn; un wie de Schandarm nu antomarschiern kummt, dor lot ick jem präsentiern, un dat gefull em nu banni[1]).

„Es is gut!“ sä hee un fohr mit de Hand an de Mütz. „Die Verstännigung is erfolgt, un morgen vormittag werdn die Autoriteeten hier sein; nu seeht man zu, daß ihr euch orndlich betraagt un nich einslaaft; un daamit Gott befoohln!“

„Droff ick Jan noh de Wertschaff schickn, dat e uns n bittn to drinkn holt?“ freug ick.

„Zun Trinken? Unner Gewehr? Bis du verrückt?“ reup e.

„Na soo — jo, jo!“ sä ick ruhig. „Denn möt wi datt jo sin lotn; ober sunn Harwsnach dee s lang un koold!“

„Wenn man Schildwach steeht, denn friert man nich!“ sä hee. Un doo marschier hee af.

Hee weur noch kum ondli uter Sich, dor lengn Hein un Jan de Gewehrn bi denn Krabbenfischer int Boot, un Jan kreeg sick denn Buddel her un wull dormit loos.

„Woohin wills du geehn?“ freug ick un holl em denn Säbel vor.

„Goh doch af mit din Keesmess!“ sä Jan. „Ick goh notürlicherwis hin un hol wat ton Woken[2]).“

Hee gung also, un as hee nu trüchkeum, doo deeln wi de Wach in dree glike Deele in, soo dat twee vun uns dree Stunn Freewach harrn, wildeß[3])

---

[1]) sehr. [2]) zum Wachen. [3]) während.

Digitized by Google

dat de annere mit denn Säbel op un dol gohn ſull. Mi dreup nu alſo de eerſte Tour, un de beidn annern lechen ſick unner n Dün dohl un decken ſick mitn Stück Seil[1]) too. An bequemſten weur dat notürli weſt, ſick in dat Boot to lengn un mit dat Grootſeil tootodecken. Ober dor harrn ſe ni rech Luß too — vun wegen denn fremm Slopkammerod.

Mittewil weur nu de Mond opgohn un ſchin op denn Strand un op dat Boot un op dat Teerdook, wo de Krabbenfiſcher unner leeg. Ick gung dor alleen op un dohl, mit denn Säbel unnern Arm un mit de Hann in de Taſch. Ick keek rut noh de See un noh de Wolkn rop, um doch mol to ſeehn, wat vun Wind wie wull des Morgens kreegn, un noh dat Boot keek ick ook un noh denn Mann unner dat Teerdook, un dorbi harr ick nu ſo min eegen Gedankn un dach dor an, wi ſwor dat Lebn doch eegentli is, beſonners ſunn Seemannslebn, wo man nie weet, watt dat Enn is, wenn man dormit anfangt; un je meehr ick dor ſo öber nohdenkn deeh, deſto ſworer wor mi de Wach, un ſchließli muß ick dat löben, dat Jan ſo vorrſichti weſt weur mit denn Buddel; denn nu kunn ick doch n lüttje Stärkung kriegn.

Ick goh alſo noh Jan hen, treck em denn Buddel ut de Taſch un nehm n ondlichen Sluck, un wie ick denn Buddel werrer an ſin Platz ſteken will, mokt Jan de Oogen open un ſecht:

„Man too, genier di man nich!“

„Ick dach, du ſleeps, Jan!“ ſä ick. „Das n koole Nach. Wie lichs du denn hier?“

„Ick lich hier ſlech!“ ſecht hee. „Un an all denn Himphamp[2]) is blooß de verfluchte Krabbenfiſcher

---

[1]) Segel. [2]) Wegwerfender Ausdruck im Sinne von „Dummes Zeug“, „Krimskrams“.

schuld. Worum heß em ni binnen lotn, as ick di secht hevv."

„Mein Gott, Jan! Man hett doch n minschlichis Gefeuhl!"

„Jo, wenn man dor noch ergend n Nutzen vun harr!" meen Jan. Un doo sette sick in de Heuch[1]) un wi keekn uns n Tidlang an.

„Weeß du, wat ick mi so dacht hevv, as ick dor so legen hevv?" sä Jan.

„Dat kann wull sin, dat ick dat rodn kann. Weeß du, wat ick dacht hevv, Jan?"

„Du heß doch ni ook an sin Stebeln dacht?" freug Jan, un nu keume gans in de Heuch un sleug de Arms annanner vun wegen de Küll[2]).

Wi gungn nu also ant Boot ran, un Jan bör dat Teerdook sunn bittn in de Heuch.

„Dat sünd gans neee, goode Stebeln," sä Jan.

„Lot man sin!" sech ick.

„Ick much dor op sweurn, dat dor keen Minsch op acht hett, ob e Stebeln anharr oder nich!" meen Jan.

Ick gung nu n bittn weg, um mol to seehn, ob Hein sleep, un as ick nu werrer ant Boot trüchkeum un de Stebeln betrachn deeh, wat se so rech natt un blank inn Monschin blänkern deehn, doo — dat kann ick nu ni anners sengn — doo keum mi dat ook so vorr, as wenn dat n Por rech goode Stebeln weurn.

„Nee — dat geiht ni!" sech ick. „Dat is un blivvt doch n Minsch, wenne ook man dood is; un hee hett ebenso good sin eegen Sokn, un wenn wi em se wegnehmt, denn stehlt wi!"

„Dat isn Minsch?" reep Jan. „Nääää, mein Junge, dat wick[3]) die man vertelln: n Minsch is dat, wat lebenni is, so as du un ick. Wenn man dood

[1]) Höhe. [2]) Kälte. [3]) will ick, will ich.

is, denn is man gonnix — Staub un Asche, as de Paster secht. Un wenn man nix is, denn kann man doch ook nix hemm!"

Ick grübel dor sunn bittn öber noh; ober ick kunn dor ni mit int Klore komn.

„Süß du!" sä Jan. „Wenn wi em sin Klock wegnehmt oder sin Popiern — wenne öberhaup welche hett — süß du: denn weurn wi Spitzboobn. Denn sunn Sokn, weeß du, de möt de Putzen[1]) hemm, wenn se morgn komt. n Krabbenfischer mutt ook in denn Antoch begrobn warn, denne dricht[2]), dat weet ick ook. Ober worüm wi sunn goode neee Stebeln vun de Wörmer opfreten lotn süllt, dat weet ick nich!"

Ick kratz mi n bitten inn Nacken und denn freug ick em:

„Wen süllt denn de Stebeln toogeheurn, di oder mi? Oder wüllt wi uns se deeln, dat geiht jo doch ni!"

Jan keek mi an.

„Wi kööńt dor jo um knoobeln."

Hee bück sick dohl un neem 'n Handvull lüttje Steen op.

„Effn oder uneffn?"[3])

„Nee, ick will ni!" sä ick un gung n por Schred[4]) vun em weg.

„Denn will ick!" sä hee.

„Ge[5]) mi mol din Buddel, Jan!"

Ick neem n düchtign Sluck, un denn gungn wi noh dat Boot un meukn uns an em ran. Jan trock em dat Teerdoock af un ick feut dat eene Been an.

„Meens du, dat wi se vun em runnerkriegt?" fluster ick Jan too.

„Verdammi no mol, wat mokt ji denn dor?" freug mit eemol Hein achter uns.

---

[1]) Polizisten. [2]) trägt. [3]) gerade oder ungerade. [4]) Schritte. [5]) gib.

Digitized by Google

Wi sprungn beid op de Sid un dreihn uns um. Hein weur opwokt un harr sick op de Dün sett.

„Dat geiht ni!“ fluster ick Jan too. „Hein de lett dorch wie sunn dreugn Ammer; de kann dat Mul ni holln.“

„Wie kikt mol bi denn Krabbenfischer noh,“ sä ick to Hein.

„Wat denn; is e lebenni worn?“ freug hee.

„Nee, dat ick ni wüß!“

„Na, denn künnt wi jo wider slopn!“ sä hee und dreih sick um.

Ick keek noh Jan. Dee harr nu ober grod sunn Schreck kregn as ick; hee gung noh de Dün hen un lech sick nebn Hein dol un sä keen Woord. Un as ick nu denn Krabbenfischer dat Dook so werrer öberlengn will, dor schient em de Mond so grod int Gesich, soo wie vorrdem de Sünn, un nu weur dat ackerot soo, als wenn e mi ankeek un as wenn e sengn wull: Du Spitzboow!

Mi wor dor gans sunnerbor bi to Mood. Ick harr dor jo noch nie in min Leben an dacht, n Minschen wat wegtonehmen, un ick hevv dat jo ook später nie dohn. Ober sunn eegne Sok weur dat jo nu ook mit em. Schließli — genau genomen, bruk hee jo doch de Stebeln nich.

Ober eenerlei, wie dat nu weur oder ni — ick bück mi öber em un sä:

„Du muß dat ni öbelnehmn, Kammerrod, dat ick dat doohn wull. Beholl du man scheun din Stebeln, un nu Gun Nach! Wenn de Dosch dütt Johr eenigermoßn utfallt, denn ward wull noch so vel for n Por neee Stebeln for mi öberblibn, dat ick mi keen gedrogene vun n doodn Kammerodn to stehln bruk!“

Un dennso bree[1]) ick dat Dook werrer öber em

[1]) breitete.

Digitized by Google

ut un — ick weet ni, ober dat is nu mol sunn Gefeuhl — dat keum mi grod soo vorr, as wenne nu ruhiger lingn muß, wall e sick sin Eegendoom sicher weur. Schließli wüllt wi jo doch all geern beholln, wat wi hebbt.

Na, un as denn nu min Wachtid um weur, doo gung ick hen un dreev Jan in de Heuch.

„Wat is mit de Stebeln passiert?" freug hee.

„Was Gott zusammengefügt haat, das soll der Mensch nich trennn!" säh ick to em. Un ick gleuv dat woll, dat dat Indruck op em mokt hett; denn düsse Nach sünd weenigstns keen Stebeln afhann komn, un des Morgens weurn glik Lüd dor, un doo weur dat to spät.

De Schandarm keum nu ook, un wi lebern de Gewehrn un denn Säbel an em af, wo wi so nüdli mit exerßiert harrn.

„Is was passiert auf Wache?" freug hee.

„Nix, wat de Red weert is!" antwoort ick for alle Dree.

Ober Jan un ick, wi keeken uns n anner an un stemmen de Tung geegn de Back, un dorbi kneepn wi dat eene Oog too, un doo muß ick niesen, un Jan reep: „Prooß!"

So um Meddag keum denn nu n Wogn vun de Strandgemeinde. Dat weur de Landrot, de harr noch n Schriber un twee Herrn bi sick. Man kunn jem dat wull anseehn, dat se freuhstückt harrn — dat heet: denn Landrot un de Herrn — denn Schriber nich.

De keumn nu also an n Strand dol, un de Landrot wies op uns un erklär, dat wie Fischers weurn. De eene Herr greep doo in de Weßntasch rin, un ick dach all, dat e uns n Doler gebn wull; ober statts dessen kreeg e dor n Uhrglas rut, un dat steeke sick int Oog, un denn glup hee uns an un denn erklär hee de annern, dat wi Fischers weurn.

Nu fung denn de Landrot an, uns uttofrogn, un öber allns klor hee ümmer de beidn Herrn op, wat jo wull sehr vonnehme Gäß[1]) vun em weurn. Ick dach mi eegentli, dat se wull vunt Utland komen deehn, wall se eers bi allns n besunnere Erklärung hemm mussn; ober se spreukn gans richti Dütsch, grod soo wie all de annern, un deshalb also nehm ick an, dat se freuer wull noch niemols n Fischer seehn harrn.

Ick verklor jem also nu de ganse Geschichte, woo un wie wi em funn harrn. Un denn muß hee unnersocht warrn. „Das benennen die Leude hier ein ‚Krabbenfischer,'" erklär nu werrer de Landrot, un de eene Herr schreev denn wat in n Book rin, soo dat ick mi wull denken muß, dat e n slechtis Gedächnis harr.

Wi dreihn nu all sin Taschen um, funn ober man bloots n Lerrerbüdl, un dee weur di soo möhr un natt, dat e utnanner full. Wat dor in weur, geev ick denn Landrot, de harr sick Hanschn antrockn, un sin Schriber schreev dat denn op, wat dor in weur. Dor weur also n dänsche Banknoot, wat de Landrot so op ungefähr elbm Mark taxiern deeh, un denn n Stück vun n englschn Breev, wo keen Sinn in weur, as de Landrot sengn deeh, un denn schließli noch n por hollansche Kopperstückn.

Das wäre nich viel, meen de Landrot, un dor harr e jo nu in Grunn genomn Rech in. Un denn spreuk e noch n por Weur[2]) mit denn Schandarm, wat sick wull um dat Begräffnis hanln deeh, un denn steegn se werrer op n Wogn un fohrn af.

Nohmerdochs[3]) wor denn nu de Krabbenfischer begrobn — n bittn weßli vunt Dorp, un'n opn Strandacker, dich bi de See. Wi weurn n gansn Barch[4]) Fischers, wat wi dorbi rumstohn deehn un tookeekn.

---

[1]) Gäste. [2]) Worte. [3]) Nachmittags. [4]) eine ganze Menge.

Digitized by Google

De Paster smeet dree Schüffln vull Eer op em, un wi neehmm all de Mützn af un keekn vorr uns dol un sän nix. Un währnddem, dat ick soo dorstunn, dach ick mi: da s doch rech scheun, dat hee sin Stebeln mit int Grab kregn hett, wenn se em ook wider ni vel nützen deehn, dor wo e nu leeg.

Un doo gung de Paster weg; wi bleebn ober all stohn, un wi harrn jo woll all dennselbn Gedankn, nämli dat dat in Grunn genomen doch eegentli ni rech weur, wenn sunn armm verdrunkn Seemann nich mol sin lüttje Red hemm sull. Un Hein, de stunn nämli bi mi, de fung an un keek sick um un scheuv an sin Büxnquarrer rum, un ick mark dat jo gans good, worum hee so unruhig weur, un ick stodd em so ganz lisn an un sä: „Man hooch mit dat Stüer!"

Dor geiht e also een'n Schritt vorr un hett de Mütz in de Fuß, un denn seggt e: „Heurt mol, Lüd. Dat ischo[1]) meuchli, dat ick dor Unangenehmis vun hevv; ober da s[2]) denn ook eenerlei, denn lot dat. Ick meen man blooß, dat dee, dee hier nu vorr Anker licht, doch ook n Gruß mithemm sall vun deejeenign, de em in denn Hobn bugsiert hebbt, un dee dor for sorgt hebbt, dat e op n Kai komen is. Sunn Buer, möt ji weln, dee hätt sin gans Lebn lang dat Bett, wo e mol in starbn deiht, vor Oogen. Sunn Fischer ober un sunn Seemann, de kann dat niemols sengn, wo e noch mol to lingn kummt. Keen Minsch weet dat, wo e herkomen is, de hier nu vertäut is; ober deshalb, meen ick, wüllt wi em doch ein kameradschaftlichis Andenken schenkn, un verlich ook n holtnis Krüz oder n Gitter oder soowat; wi künnt jo tosomscheetn. Un wenn ick oder Jan oder Klos oder Peeter oder wer dat sunn is: wenn wi verlich ook

---

[1]) is jo, ist ja. [2]) dat is, sprich: das.

mol dat Unglück hebbt un drivt an'n fremm Oort ant Land, denn wül wi hoffn, dat de Fischers dor un de Seelüd dat ebensoo mit uns mokt, wie wi dat hier mit em mokt hebbt, wenn wi em ook ni kennt, un wenn wi ook ni wet, wer dat is, un wenn uns dor ook keen Minsch ‚Danke' for secht. Un soo sall dat ümmer bi uns Fischers sin. Un dorum: Samf rue seine Asche."

„Amen!" sä de Ooberloots, un all wi annern ook.

Un soo also hebbt wi em begrobn. Un Hein, denn hett dat ümmer sehr good gohn; ober dat Johr dorop, dor weur dat, dat Jan in Ameerikaa verdrunk, hee weur dor nämli as Matroos hingohn. Un wat ick selbs bin, ick kreeg n swore Gich, wo ick mi nu seit dee Tid mit rumslep. Ober ick hevv dor noch manchis Mol an denkn mußt, an denn Krabbenfischer un an sin Stebeln.

Digitized by Google

Ortrun und Ilsebill

Aus der Märchenkomödie.

In der Märchenkomödie „Ortrun und Ilsebill" hat der Dichter das bekannte Grimmsche Märchen „Vun den Fischer un syner Fru" mit der friesischen Sage von „Ekke Nekkepenn" verwoben. Im 1. Akt dieser Komödie finden wir den Fischer Munk, wie er mit seinem Söhnlein Ubbe am Strande sitzt, seine Netze flickt und singt. Da steigt ein Butt aus der Flut und beginnt ein Gespräch mit ihm. Der Butt sieht Ortrun, die wunderschöne Tochter des Fischers, und begehrt sie zum Weibe. Er verspricht dem Fischer, der vor Armut mit Weib und Kindern in einer Heringstonne wohnt, unermeßliche Reichtümer. Wenn er rufe:

Mantje Mantje Timpe Tee,
Butje Butje in de See . . .

so werde der Berufene erscheinen und ihm jeden Wunsch erfüllen. Aber der Fischer, eine Diogenes-Natur, verschmäht lachend den mißgestalteten Schwiegersohn. Da hört Ilsebill, das böse Weib des Fischers, von den versprochenen Reichtümern; sie will nicht mehr in der Heringstonne wohnen, sondern in einem stattlichen Hause, und sie flucht ihrer Stieftochter Ortrun und ihrem Manne, weil sie den Wunsch des Butts nicht erfüllen wollen. Aber als Ortrun allein am

Digitized by Google

Strande sitzt, hört sie den Butt aus der Tiefe singen, und weil sie ihrem Vater und ihrem Brüderchen Frieden vor der bösen Ilsebill verschaffen will, dann aber auch, weil der Gesang aus der Tiefe sie unwiderstehlich anzieht, springt sie ins Meer. Dort finden wir sie im 2. Akt bei dem Butt, der in Wahrheit der Prinz Irmeland ist und den der böse Meergeist Ole Bulemann zusammen mit seinem Pagen Lutz verwunschen und verzaubert hat.

Zweiter Aufzug.

Die Bühne stellt bis etwa zwei Drittel ihrer Höhe das Innere des Meeres dar. Über dem Meeresspiegel sieht man sonnenbeschienene, aus dem Meeresboden aufragende, höhlen- und klippenreiche Felsen. Das Sonnenlicht durchdringt auch den größeren Teil der Meerflut, das übrige ist in Halbdunkel oder in vollkommenes Dunkel gehüllt. Durch den links oben einfallenden Sonnenschein sieht man Fische und anderes Getier des Meeres schwimmen. Die Felsen und der Meeresboden sind mit Gewächsen, Polypen, Schwämmen usw. bedeckt. Von den Felsen rechts stürzt ein Wasserfall, dessen Wasser dort, wo es sich mit dem Meere verbindet, einen silberglänzenden Staubvorhang inmitten der blauschimmernden Flut bildet.

1. Szene.

Irmeland und Lutz kommen von verschiedenen Seiten.

Irmeland (in einem langen roten Mantel, der seine Füße verhüllt). Lutz, Lutz, wie stehts? Hat sie sich
drein gefunden?

Lutz. Ach kein Gedanke! Schlimmer stehts
denn je!
Ihr armes, liebes, gutes kleines Herzchen
Zerbangt sich nach der Heimat. Und nun muß
Auch das noch kommen!

Irmeland. Was, um Gottes willen!

Lutz. Als heute sie, dem Meeresspiegel nah
Und nah dem Ufer, sehnend und verlangend
Hinschwebte, die verlorne Heimat suchend,

Digitized by Google

Sah über sich auf der bewegten Fläche
Den Vater sie und das vertraute Boot.
Irmeland. O weh!
Lutz. Sie ruft und winkt und will ihm zeigen,
Daß sie es sei; er aber hört sie nicht;
Er sieht im dunkeltiefen Wasser nur
Ihr wankend, wiegend Bild — ein Seegespenst
Glaubt er zu sehn und wendet scheu sein Boot.
Irmeland. Das arme Kind! Doch warum schwang sie sich
Nicht rasch ins Schiff?
Lutz. Prinz! Kennst du sie so wenig?
Hat sie mit ihrem Sprung ins Meer sich uns
Nicht angelobt? Die magst du wandern lassen
Zur Höhe, wo die Wasserjungfern spielen,
Zur Tiefe, wo die rote Nacht sich wälzt,
Das Meer ist nicht so tief wie ihre Treue.
Irmeland. Lutz, Lutz! Soll ich dir etwas sagen?
Lutz. Nun?
Irmeland. Sie tut mir bitter leid. Wenn ichs so anseh,
Wie sie sich härmt, das süße Ding, am liebsten
Gäb ich sie wieder frei —
Lutz. (Seufzend.) Jaja!
Irmeland. Und doch,
Ich kanns nicht! Ich — bei Gott, ich kann es nicht.
Es ist mir so, als wüßt ich ganz gewiß,
Daß sie uns einst erlösen wird.
Lutz. (Zweifelnd). Meinst du?
Irmeland. Ja, Lutz, ja! Sieh, (auf seine Stirn klopfend) hier oben glaub ichs nicht,
(aufs Herz deutend) Hier aber glaub ichs. Manchmal wenigstens!
Ach Lutz, wenn man sie einfach bitten dürfte:
„Gib mir nen Kuß —"
Lutz. Um Gottes willen!

Irmeland. „Gib
Mir einen Kuß, und wir sind beid erlöst,
Sind alle drei erlöst! Ich bin ein Prinz!
Dies ist mein Diener! Wir sind beide Menschen
Wie du! In Luft und Sonne liegt mein Reich,
Und du bist Königin, wenn du nur willst!"
Lutz. Prinz! Prinz! Ich bitt dich, wer soll dich nun küssen,
So wie du aussiehst!
Irmeland. Du wirst unverschämt.
Lutz. Nun sage, ists denn anders?
Irmeland. Nein, es ist so,
Du aber brauchtest mir das nicht zu sagen!
(Sentimental.) Du nicht! Ich finde das nicht hübsch von dir.
Lutz. Mein liebster Prinz —
Irmeland. Du hältst dich wohl für schöner?
Lutz. Für etwas schöner allerdings.
Irmeland. Haha!
Lutz. Nun lache nur; ich freu mich, wenn du lachst.
Weiß ich denn nicht, daß Haß und Bosheit immer
Den Großen schwerer treffen als den Kleinen?
Mein teurer Prinz, ich will dich ja nur warnen
Vor allzu großer Offenherzigkeit.
Ich bitte, flehe, ich beschwöre dich,
Lern endlich Vorsicht, sei verschlossen, schweige!
Trag immerfort das Herz nicht auf der Zunge!
Schon zehnmal hast du alles uns verdorben,
Weil alles, was du fühlst und denkst und weißt,
Heraus gleich muß! Und sonderlich dein Singen!
Dein wunderherrliches — verwünschtes Singen!
Ich bitt dich tausendmal: halt Maß darin,
Halt an dich! Dir entwischt ja doch das Herz!
Du weißt wohl noch —
Irmeland. Ich weiß, ich weiß. Verlaß dich
Darauf! Ich singe keinen Ton! Nicht einen!

Digitized by Google

Die Nägel krall ich mir ins Fleisch, die Zähne
Beiß ich zusammen und verrate nichts!
Lutz. Wenn dus nur tust —!
Irmeland. Lutz, wenn ichs dir doch sage!
Weiß ich denn nicht, was auf dem Spiele steht?
Bin ich vor Sehnsucht nach der Welt der Menschen
Nicht halb verrückt? O Lutz, wer hätte das
Gedacht! Nun glaube einer noch den Müttern!
Noch heute seh ich auf der Mutter Antlitz
Das rote Licht der Herdesflamme spielen,
Hör ich sie aus dem warmen Dunkel raunen:
(Mit visionärer Erinnerung.) „All sieben Jahre steigt aus Meeresfluten
Rungholt, die schönste der versunknen Städte.
Mit immergrünen Gärten, roten Dächern,
Mit Silberfenstern und mit goldnen Türmen,
Vom Dufte lichtgedrängten Taus umsponnen,
Steigt sie empor — gleich einem Märchenkind
Mit goldnem Haar, das in der Sonne träumt.
Wer dann vorüberfährt und sie erblickt,
Und wer ihn wagt, den raschen Sprung ans Land,
Der löst vom tausendjährigen Tod die Stadt
Und zieht als König ein zu ihren Toren.“
Seit jener Stunde kannten Sinn und Seele
Nur einen Strand der Sehnsucht: Rungholts Strand,
Nur eine Rast der Träume: Rungholts Hafen!
Wir fuhren heimlich fort, wir suchten sie —
Wir sahn sie, du und ich, so klar und hell,
Zum Greifen nah — wir wagten kühn den Sprung —
Und jählings stürzten wir in grause Tiefe,
Und Hohngelächter scholl herauf vom Grund.
Verzaubert nun in diese Mißgestalt
Hält Ole Bulemann mich hier gefangen,
Des Meeres böser Geist, der Länderfresser,
Und meines Vaters nie versöhnter Feind!
Ach Lutz. Wie viele Jahre sinds wohl schon!

Digitized by Google

Lutz. Ich zähl schon gar nicht mehr.
Irmeland. Und niemals kommt
Die reine Jungfrau, deren mildes Herz
Den Abscheu überwindet, mich zu küssen!
Lutz. Nun übertreibst du! Das ist auch nicht richtig!
Du bist ja grad nicht schön —
Irmeland. Verschon mich, ja?
Lutz. Doch wie du weißt, kann Ole Bulemann
Dir zweierlei nicht nehmen, nicht die Jugend
Und nicht den Adel fürstlicher Geburt.
Und da du nicht nur adlig von Geburt,
Nein, von Gesinnung auch, so hast du etwas
In deinem Wesen —
Irmeland. Danke. Meinen Adel
Und meine Jugend gäb ich gern dahin
Für einen Atemzug im Heimatland!
Lutz. Still, Prinz, ich seh sie kommen. Ach, wie müde
Und traurig ist ihr Gang!
Irmeland. Laß uns allein.
Lutz. Behandle sie wie n rohes Ei! Sie ist
Mitunter jetzt so gnittrig und so gnattrig —
Das Heimweh und dies Klima —
Irmeland. Lieber Himmel!
Ein rohes Ei ist im Vergleich dazu
ne Flintenkugel, wie ich sie behandle.
Ein Tröpfchen Tau, des Mohnes reife Blüte,
Das Atembläschen einer Zwergkoralle
Könnt ich nicht zärtlicher als sie behandeln.
Und doch —
Lutz. Sie kommt!
Irmeland. Mach fort! — Doch bleib mir nah!

Digitized by Google

2. Szene.

Irmeland. Ortrun.

Ortrun (kommt langsamen Ganges von einer Klippe herab).

Irmeland. Gott grüß dich, Ortrun, o du schönes Mädchen!
So schön und ach, so traurig, ach, so blaß!
Wie kanns auch anders sein! Du ißt ja nichts.
Du ruhst dich nicht. Komm, setze dich, ich bitt dich!
Ich schaff dir einen Stuhl.

(Eine riesige Schildkröte kommt gekrochen.)

Schildkröte, sieh,
Du kommst mir wie gerufen. Wart ein Weilchen
Und laß das Fräulein sitzen. (Nähert sich Ortrun.)
Darf ich bitten?

Ortrun (schaudernd). Rühr mich nicht an!

Irmeland (traurig). Ach, bin ich dir noch immer
So widerwärtig?

Ortrun. Sei nicht bös, ich will dir
Gewiß nicht wehtun —

Irmeland. Oh — oh sprich so weiter!
Dann weiß ich schon vor Glück nicht aus noch ein . . .
Willst du nicht sitzen —

Ortrun. Nun, wenns dich erfreut . . . (sie setzt sich auf die Schildkröte)

Irmeland (freut sich wie ein Kind). Sie sitzt! Sie sitzt! Ach Ortrun, süßes Mädchen,
Ich bitt dich — sage mir — doch werd nicht böse —
Könntst du dich wohl — wenn ich dich herzlichst bitte —
Könntst du dich dann vielleicht auch wohl entschließen,
Ein wenig — nur ein wenig erst — zu essen?

Ortrun. Nun meinetwegen.

Irmeland (aufschreiend). Ortrun! Ach, ich möchte
(— als wenn er sie umarmen möchte)
Nein, sei nicht bang — ich freu mich ja nur so!

Digitized by Google

Ich freu mich, daß du endlich essen willst!
(mit heißem Eifer) Nun sag mir, sprich, was soll es sein? Befiehl nur!
Zunächst natürlich Austern. Dann vielleicht
Ein Süppchen von Garneelen oder Krabben,
Hierauf ein zartes, saftiges Filet
Vom Tintenfisch, garniert mit Uferschnecken —
Ist dirs so recht?

Ortrun. Ach mir ists einerlei.

Irmeland. Oder vielleicht ein köstliches Ragout
Von Seeigeln und frisch gelegten Eiern
Des Katzenhais? Das reizt den Appetit —

Ortrun. Mir alles eins.

Irmeland. Was meinst du zu Croquettes von
Schildkrötenfleisch —

(Die Schildkröte wird unruhig, und Ortrun springt mit einem leichten Schrei in die Höhe.)

Nun nun, bleib du nur liegen!
Es gibt ja andre Kröten noch als du —
(zu Ortrun) Ich bitt dich, setz dich wieder — augenblicklich —
Ich winke nur — die Tafel steht bereit.

(Aus dem Boden steigt eine große Seeanemone, die sich auseinander tut und eine gedeckte Tafel zeigt. Geschuppte Diener schlüpfen aus Felsspalten hervor und servieren.)

Ortrun (macht Miene zu essen, legt aber das kaum Berührte wieder hin und sagt bekümmert):
Ich kann nicht essen.

Irmeland (bestürzt). Ach — versuchs doch nur!

Ortrun (erhebt sich gequält).

Irmeland. Ach bitte, bitte, nur nicht böse sein!
Hinweg damit! (Die Tafel und die Diener verschwinden, die Schildkröte desgleichen.) Wie kann ich dich erfreun!
Hast du an Kleidern Lust, an Putz und Tand?
An köstlichen Gewändern und Geschmeiden?

Ortrun. Vielleicht —!

Digitized by Google

Irmeland. O tausend Dank! du machst mich glücklich!
He! Lutz! Schick uns sogleich die Kammerzofe.

Lutz. Sogleich. Hier kommt sie schon. (Die Zofe erscheint mit mehreren Gehilfen, die kostbare Gewänder präsentieren.)

Zofe. Das gnädge Fräulein
Befehlen? Wollen gnädges Fräulein heute
Das Promenadenkleid von blauer Seide,
Garniert mit rotem Tang und Quallenfransen? —
Vielleicht das algengrüne mit dem Seestern-
Besatz und mit dem Silberschuppengürtel?
Das nicht? Nun, dann vielleicht das grün changeant,
Das mit den Muschelärmeln und Girlanden
Von Seerosen?

Ortrun (hat anfangs mit einigem Interesse zugeschaut, schüttelt jetzt den Kopf).

Zofe. Auch das nicht? Ah, ich weiß schon!
Das purpurrote Crèpe de Chine-Kostüm
Mit Seehundspelzbesatz und Stickerei
Von Perlenaugen?

Ortrun. Nun denn, meinetwegen.

Zofe. Das muß ich sagen: gnädges Fräulein haben
Geschmack, den auserlesensten Geschmack!
Das wird zum Haar und Teint des gnädgen Fräuleins
Entzückend stehen. Wollen gnädges Fräulein
Die Güte haben? (Will ihr das Kleid anlegen.)

Ortrun (ist schon wieder andern Sinnes geworden).
Laß nur! Laß nur gut sein;
Es ist ja alles gleich (sinkt auf einen Stein). Mir tuts so leid!
Doch alle eure Schätze freun mich nicht.
Das blinkt und prangt in lauter Glut und Farben —
Und ist doch nichts wie meiner Eltern Haus!

Irmeland. Verzeih — ich hoff, du nimmst es mir nicht übel —

Digitized by Google

Dein Elternhaus — das hast du wohl vergessen —
War — sozusagen — eine Heringstonne!
Ortrun. Ja, aber was für eine Heringstonne!
Irmeland (neugierig). Wieso? Was wars da-
mit? War etwas drin,
War etwas dran — was Köstliches? was Schönes?
Ortrun. Und ob! Sie war — Es war darin
— Ich war —
Nun, lieber Gott, ich kanns ja nicht beschreiben!
Es war die schönste Tonne von der Welt!
Irmeland (ernst). Ach so. Ach so. Ich — ich
versteh dich schon.
Tragt weg den Plunder. Es hat keinen Sinn.
(ratlos) Was fang ich an, sie zu erheitern! — Soll ich
Dir von des Meers Bewohnern was erzählen?
Vom Großmaul Pottfisch mit dem kleinen Halsloch,
Das doch nur klein Getier verschlingen kann?
Vom Räuber Kabeljau und von dem dicken
Feinschmecker Walfisch? Soll ich dir erzählen
Vom Demokraten Hering oder warum
Die Scholle platt geworden ist?
Ortrun. Was glaubst du
Von mir? Hältst du vielleicht mich für ein Klatsch-
weib? —
(Näherrückend, neugierig): Wie ist das mit der Scholle
denn gekommen?
Irmeland. Die Scholle war genau so spindelförmig
Wie jeder richtige, vernünftge Fisch.
Sie aber mußte ihre Nase immer
In alles stecken. Was auch vorgehn mochte,
Sie war nicht glücklich, wenn sie nicht dazu
Auch ihren Senf gegeben hatte. Frieden
Zu stiften, hielt sie für ihr Haupttalent
Und machte durch Geschwätz nur alles schlimmer.
Da muß sie eines Tags der Teufel reiten,
Sich dreinzumischen, als der Walfisch und

Digitized by Google

Der Pottfisch heftig miteinander streiten.
Sie will sie trennen, wirft sich zwischen beide;
Der eine von den beiden schnellt zur Seite,
Speckbauch prallt gegen Speckbauch — sie dazwischen:
Schwapp ist sie plattgedrückt wie n Eierfladen,
Und schief sitzt ihr das Maul für ewige Zeiten! ...
Du hast gelächelt, Ortrun! ganz gewiß!
Jetzt eben hast du mit dem Mund gelächelt!
O Ortrun, süße Ortrun, glaubst dus mir,
Daß du gelächelt hast?

Ortrun (freundlich-milde). Es mag schon sein.

Irmeland. O ganz gewiß, du lächeltest ganz deutlich!
Wart, nun erzähl ich dir auch noch das Neuste
Vom Stichling.

Ortrun. Hier erzählt man sich wohl viel?

Irmeland. Mehr als du ahnst. Der Ozean, das glaub mir,
Das ist ein Klatschnest wie kein zweites. Freilich
Die Menschen halten das Getier des Meeres
Für stumm! Sie halten alles ja für stumm,
Was nicht in ihrer plumpen Sprache redet.
Ich glaubt es früher auch, nun aber, da ich
Zur Hälfte meines Wesens diesem Reich
Der Meeresflut — (besinnt sich plötzlich und bricht ab) verzeih, ich wollt erzählen ...

Ortrun. Nein, sprich erst weiter, was du sagen wolltest!

Irmeland. Nichts, nichts, es war Geschwätz. Laß dir erzählen.
Der Stichling also — ja, was wollt ich sagen —
Der Stichling lebte anfangs, wie es schien,
Mit seiner Frau, gebornen Stachelbarsch,
In schönster Eintracht. Friedsam bauten sie
Aus Halm und Faser sich ein traulich Nest,
Und die gesegnete Gemahlin schenkte

Digitized by Google

Dem Gatten hundertdreiundneunzig hübsche
Gesunde, dralle, allerliebste Eier.
Ein Weib jedoch und hundertdreiundneunzig
Nachkommen waren unserm Stichling lange
Noch nicht genug. Mit andern Weibern ließ er
Sich ein, um sein erlaucht Geschlecht zu mehren.
Da wandelt, als sie den Betrug bemerkt,
Des Weibes Sinn sich fürchterlich. Sie schleicht,
Medeenhafte Wut im grimmen Herzen,
Sich heimlich in der Kinder Schlafgemach
Und mordet, frißt sie, frißt sie dutzendweise,
Die eigne Brut. Eh sie das grause Werk
Vollenden und den hoffnungsvollen Nachwuchs
Vollends verzehren konnte, naht der Gatte.
Er sieht entsetzensstarr — Ortrun, was weinst du?
Um Gottes willen, Ortrun, liebste Ortrun,
Sprich, warum weinst du?

Ortrun (schluchzt herzbrechend).

Irmeland. Willst du mirs nicht sagen? —
So sprich doch!

Ortrun (stoßweise). Bei der bösen — Stichlingsmutter —
Fiel meine Stiefmutter mir ein — hu—u! (weint wieder).

Irmeland. Nun, siehst du? Jetzt kann sie dir nichts mehr tun!
Sie kann dich nicht mehr schelten, nicht mehr kratzen,
Nun kannst du doch vergnügt und lustig sein!

Ortrun (zornig herausfahrend). Was du wohl glaubst! Und schlüge sie und kratzte
Sie mich noch hundertmal soviel wie sonst —
Das Weinen in der Heimat ist ja süßer
Als in der Fremde Lust und Fröhlichkeit!

Irmeland. Ja, Ortrun, — ja — dann weiß ich keinen Rat —
Dann bleibt mir ja wohl doch nichts andres übrig —
Als — als — dich ziehn zu lassen —

Digitized by Google

Ortrun. Ach vergieb —
Es ist nicht recht von mir, das fühl ich wohl —
Aus freiem Trieb bin ich zu euch gekommen
Und muß nun treu sein — und ich wills ja sein —!
Wenn Treue murrt, so ist sie keine Treue,
Das weiß ich wohl. Ich wäre gern von Herzen
Auch treu — und kann doch nun einmal nicht lügen.
Irmeland. Ja ja, es ist so, wie ich sage. — Sieh
Ich hätte eigentlich ja gar nicht nötig
Es dir zu sagen — und wenn ichs dir sage,
Dann bin ich dumm! Doch macht es dich vielleicht
Ein wenig heitrer. Darum sag ichs dir.
Ortrun, kannst du von heut ab in drei Tagen
Mir sagen, wie ich heiße, bist du frei.
Nicht hab ich dann Gewalt mehr über dich,
Und heimwärts kannst du ziehn ins Land des Lichts.
Ortrun (außer sich vor Freude). O du — du Guter, du — wie heißt du doch!
Ja so — das wärs ja eben! (Lustig lachend) Hahaha....!
Ich möchte doch so gern, so gern dir danken —
Nenn ich dich König? Eine Krone trägst du,
Und groß ist deine Macht in diesem Reich . . .
Irmeland. Nennst du mich Prinz, so triffst dus ungefähr . . .
Ortrun. Nun, guter Prinz, aus allertiefstem Herzen
Sag ich dir Dank! (sie reicht ihre Hand.)
Irmeland (fährt begierig drauf zu und drückt sie).
Ortrun (schaudernd). Hu — hu — wie kalt und feucht!
Irmeland (in traurigster Verwirrung). Ja, ja — doch wart ein wenig!
(Er reibt heftig seine rechte Hand an seiner Lende.) Ist sie jetzt
Nicht schon viel wärmer?
Ortrun (freundlich lächelnd). Nun, es geht, es geht.

O Hoffnung, Hoffnung, mit der Heimat Glänzen
Durchstrahlst du plötzlich diese finstre Welt!
O Gott, nun darf ich hoffen, darf ich lachen,
Nun kann ich lieben, die mir Gutes tun!
(vertraulicher) Du guter Prinz, erzähl mir noch ein wenig!
Erzähl von dir! ich hör dich gern erzählen.
Hast du noch einen Vater, eine Mutter?

Irmeland (sehr traurig). Ich weiß es nicht!

Ortrun. Ach Armer — weißt es nicht?
Warum denn suchst du sie nicht auf?

Irmeland (wie oben). Sie wohnen
In einem fernen, fernen Lande, das ich
Wohl niemals wiederseh.

Ortrun. Du armer Prinz.
(Begierig) Sag — hast du deine Mutter noch gekannt?

Irmeland. O freilich!

Ortrun (dringend, begierig). Du! du, sag, wie ist es, wenn
Man eine Mutter hat, ich mein: ne richtge Mutter!

Irmeland (zurückdenkend). Mir ists, sie wäre Heiterkeit am Tage
Und Frieden in der Nacht, im Hunger Speise,
Im Durste Trank, im Froste süße Wärme,
Im Sonnenbrande Tau. O, ihre Hand
War mild und fest in jeder Lust und Angst,
Und wüßt ich nur: sie lebt! — ich wär getrost.
Wer eine Mutter hat, sieh, der ist nie
Allein — und ob er fern und einsam wandert
In Lybiens Wüste, in Sibiriens Steppen,
Er wohnt in einem hellen, heitren Haus;
Denn seiner Mutter Herz ist solch ein Haus.

Ortrun (erstaunt). Wer war denn deine Mutter? War sie nicht
Wie du?

Irmeland. Sie war so licht und schön wie du.
Sie stand an meinem Bett wie Morgensonne,

Digitized by Google

Wenn sie mich weckte, und sie leuchtete
Am Abend wie des Mondes Licht vom Söller,
Wenn sie mich rief zu Schlaf und Traum.

Ortrun (in höchster Spannung). Sie rief?
O sag es mir: wie rief sie? und was rief sie?

Irmeland. Ei nun, sie rief: — — — Oh, du bist eine Schlaue!
Ich soll dir meinen Namen selber nennen!
Doch laß dir sagen, Ortrun, bin ich dumm,
So bin ichs, weil ichs will, und Güte, glaub mir,
Ist nicht so ganz das Nämliche wie Dummheit . . .

Ortrun (kann ihn zunächst nicht verstehen, dann):
O pfui! Du glaubst, daß ich dich fangen wollte,
Derweil du lieb von deiner Mutter sprachst?
Oh, das war bös von dir! Oh, das war bös!
(Sie weint.)

Irmeland. O Gott — ich Narr! ich Tropf! Was tat ich da!
Ach Ortrun, süße Ortrun, bitte, bitte,
Sei wieder gut — was soll ich denn nur sagen!
Sieh, ich bin unglücklich, und Mißtraun ist
Des Unglücks unzertrennliches Geschwister.
Gewiß, gewiß, ich hätt es wissen sollen;
Wer dich erblickt, den überströmts wie Sonne,
Daß du ein Wunder bist von Treu und Güte —
Und doch — ich fiel so oft der List zum Opfer —
Ich war wohl blind vor Schreck und Furcht — nun sag mir,
Was soll ich tun? Wie kannst du mir verzeihen?
Sag irgend was, und du sollst sehn, ich tus,
Ich tu es gleich und gern — sag, was du willst,
Nur sei mir gut, daß ich nicht ganz verzweifle.

Ortrun (langsam): Du bist ein seltsam Ding. Du sprichst, wie Fische
Wohl sprechen müßten, wenn sie sprechen könnten;
Doch deine Stimme dringt ins tiefste Herz.

Digitized by Google

Auch damals, als ich aus der Meerestiefe
Dich singen hörte, rann es mir sogleich
Wie Glut und Kälte übern ganzen Leib. . .
Bist du ein Mensch?
Irmeland (gesenkten Blickes): Ich darf nicht sagen, was
Ich bin. Doch will es Gott und willst dus selbst,
So wirst dus einst erfahren.
Ortrun. Wenn ichs will?
Ich will es ja?
Irmeland. Du mußt es anders wollen.
Ortrun. Wie denn?
Irmeland. Auch das darf ich dir nicht verraten.
Doch einst — wie eine Blume blüht das Herz
Mir auf, wenn ichs nur denke — einst wohl kommt
Die Stunde, da ichs darf. Denn du bist liebreich!
Zürnst du mir noch?
Ortrun. Ich zürne nicht.
Irmeland. O du,
Du Herrliche! Nun schwör ich dir bei Gott,
Kein Argwohn soll dich jemals wieder kränken;
Von nun an will ich —

3. Szene.

Lutz. Die Vorigen.

Irmeland. Lutz! Was gibts?
Lutz. Mein Prinz!
Dein Feind ist nah. Auf blauem Eisesthrone
Schwamm Ole Bulemann vom Norden her!
Er zürnt, daß du nicht würdig ihn empfangen;
Ich bitt dich, komm!
Irmeland. Er zürnt? Ei, was nicht gar!
Er hüte sich und achte seiner Schranken!
Ich bin ein Fürst wie er und bin's wohl mehr!

Digitized by Google

(zu Ortrun) Leb wohl! Ich kehre bald zurück.
Mein Diener
Verkürze dir die Zeit. Tu alles, Lutz,
Was du ihr von den Augen absehn kannst!
Lutz. Bedarfs vor solchen Augen des Gebots?
Der Wimpern Aufschlag ist Befehl und Lohn.
Irmeland (zu Ortrun). Leb wohl! (Er schwingt sich auf einen des Weges schwimmenden Delphin und fährt ab.)

4. Szene.

Ortrun. Lutz.

Ortrun. Du sprachst von einem Feind des Prinzen?
Hat er denn Feinde?
Lutz. Ach, hätt er nicht Feinde,
Es stünde anders wohl um ihn.
Ortrun. Wie das?
Lutz. Frag nicht.
Ortrun. Hör, lieber Lutz, ich nennte gern
Mit Namen deinen Herrn. Wie heißt er denn?
Lutz (sieht sie starr an). Das — — sag ich nicht.
Ortrun. Warum nicht?
Lutz. Weil — weil ichs
Nicht will.
Ortrun. Ei sieh, wie artig! Sagtest du
Nicht eben noch, ein Blick aus meinen Augen
Wär schon Befehl? Ich will ja nicht befehlen;
Ich bitte nur, sag mir den Namen —
Lutz. Herrin —
Ich bitt dich recht von Herzen — quäl mich nicht —
Sieh mich nicht an — ich darf ihn ja nicht nennen.
Ortrun. Warum nicht?
Lutz. Weil — weil ichs nicht darf!
Ortrun. Befahl
Dein Herr dir nicht — (Sie wird von einem eigentümlich

Digitized by Google

monotonen, rufenden Gesange unterbrochen. Man hört aus der Höhe **Munks Stimme** rufen):

Mantje, Mantje, Timpe Tee — — — — e!
Buttje, Buttje in de See — — — — e!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, als ick woll wi — — — ll!

Ortrun. Mein Gott — war das nicht meines
Vaters Stimme?
Gewiß! Gewiß, sie ists. O lieber Vater!
O trauter Klang! Sag, warum ruft mein Vater?

Lutz. Sein Satansweib — entschuldige! —
Deine Mutter
Ist schon mal wieder unzufrieden.

Ortrun. Wie?
So sind ihr Haus und Garten nicht genug?
Sie leben droben nicht in Lust und Frieden?

Lutz. Haha! Naja. Ich sage dir, der Drache —
Ich nehme darauf Rücksicht, daß sie deine
Stiefmutter ist, sonst würd ich gröber werden —
Kurz: dieser Sägefisch und Stachelrochen
Ist borstiger als je. Ei, Haus und Garten,
Das war ihr nach acht Tagen schon zu schlecht!
Ein großes Schloß von Stein verlangt sie — ja?
Je nun, mein Prinz, gutmütig, wie er ist,
Gab ihr das Schloß, ihm kommts ja nicht drauf an,
Ein Schloß von Marmor, Gold und Elfenbein.
Dann wollt sie Gräfin werden — und sie wards.
Nun ißt sie Kaviar, Schnepfen, Vogelnester,
Trinkt aus kristallnen Bechern Sekt mit Porter,
Kutschiert mit Vieren, schläft in seidnen Betten,
Geht auf die Jagd — haha! und kann nicht schießen!
Jagt die Bedienten, Knechte, Kammerzofen,
Daß sie vor Angst empor die Wände rennen,
Läßt sich frisieren, schminken, Locken brennen
Und zweimal tags mit Mandelcreme rasieren.

Ortrun. Und Vater?

Digitized by Google

Lutz. Wie? — Dein Vater? — Nun — na ja —
Dein Vater — dja — was soll dein Vater tun?
Er läßts geschehn und geht zum Fischefangen.
Ortrun. Und Ubbe? Sag, wie geht es meinem Bruder,
Dem lieben, süßen Jungen?
Lutz (verlegen). Hm. — — Ganz gut, . . .
Ja ja, ganz gut . . . . Sein Vater ist ja da —
Ortrun. Und seine Mutter achtet seiner nicht!
O weh — und ist doch seine rechte Mutter!
Um meines Vaters, meines Bruders willen
Sprang ich herab; sie sollten Frieden haben,
Und nun wars doch umsonst. Nun laßt mich ziehn,
Nun habt Barmherzigkeit und laßt mich ziehn!
Lutz. Ortrun! Wie grausam müssen wir dir scheinen —
Und milder ist kein Herz als meines Herrn!
O hab Geduld nur eine kurze Weile,
Und bald wohl löst sich alles herrlich auf.
Ortrun (ist verzagend auf einen Felsen niedergesunken).
Lutz (ihr eifrig zuredend). Ists denn so schwer, in dieser Welt zu weilen?
O glaub mir, sie ist schöner, als du ahnst.
In Traurigkeit verhockst du deine Tage —
Willst dus, ich führe dich und zeige dir
Die rätselvolle Schönheit dieser Welt.
Ich zeige Höhlen dir, verhüllt der Eingang
Von ewig rieselnden Demantenschleiern,
Darin der Strom geheimnistiefer Fluten
Auf wundersam gestimmten Säulen orgelt.
Ich führe dich hinaus auf rote Wiesen,
Wo tausendfarbiges Gewimmel spielt,
Und zeig dir Pflanzen, die bewegtes Leben
Beseelt, und zeig dir Blumen, die da wandern,
Und Tiere, die den stillen Pflanzenleib
Mit zarten Zweigen leis und langsam wiegen,

Digitized by Google

Nur von der grün durchglänzten Flut bewegt.
Und sahst du je die „Meerlaternen" schimmern?
Medusen sinds, sie sind aus Licht gebaut
Und schweben, Licht verströmend, auf und nieder.
Sahst du den Seestern Hymenaster glühn,
Sahst du Brisinga, Freyas Halsschmuck, leuchten,
Vom Grund herauf Korallenwälder brennen,
Ja, sahst du, wie das Wasser Feuer wird?
O glaube mir, in diesem dunkeln Reich
Wohnt überall geheim-lebendges Licht;
Von Millionen Myriaden Sternen
Erglänzt die tiefste Flut, wenn du sie weckst;
Sieh, deinen Namen schreib ich an die Felswand
Mit diesem Finger (tut es) — schon beginnts zu glühen,
Und deinen Namen ruft ein gastlich Licht!

(Von den Felsen glüht Ortruns Name.)

Ortrun. Oh, gastlich nicht! Oh, euer Licht ist bang
Und scheu und stumm und schleicht wie ein Verbrechen,
Und es bezwingt dies große Grauen nicht.
Es spricht nicht laut wie meiner Lüfte Licht.
O meiner Sonne Licht, du singst wie Lerchen
Und fliegst wie Adler über blauen Höhn!
Allüberallhin dringt dein Mutterauge,
Und alle Schrecken nimmst du leicht hinweg,
Und alles Bangen ziehst du sanft ans Herz!
Sahst du die Sonne nie? Gewißlich nicht!
Sonst wärst du vor Verlangen längst gestorben.
Wir Menschen, wisse, brauchen Sonnenlicht,
Und unsre Sehnsucht drängt zu ihm hinauf.
Drum liebt der Mensch nicht, was am Boden kriecht
Und was in dunkler Kluft und Höhle schleicht,
Doch eine wundersame Liebe zieht
Ihn zu des Vogels freier, froher Anmut,
Zu allem, was in leichten Lüften schwebt,
Das er beherrscht und das er tief beneidet.
Und weißt du, was ich glaube? — Ach du lachst.

Digitized by Google

Lutz (der sein Gesicht in die Hand gedrückt hatte, ein Schluchzen unterdrückend). Nein nein, ich lache nicht.

Ortrun (bemerkt Tränen in seinem Auge). Was ist
denn das? Ich glaube gar, du weinst!

Lutz (leugnet heftig). O nein, o nein!
Ich dachte nur — es fiel mir nur was ein
Aus längst vergangnen Tagen — sprich nur weiter!
Was glaubst du denn? Erzähl nur!

Ortrun (heimlich). Sieh, ich glaube,
Wie über Meer und Land, den dunkeln Reichen,
Die dumpf und schwer in ihren Grenzen ruhn,
Das lichte, leichte Meer der Luft sich dehnt,
So strömen jenseits auch des Luftbereiches
Noch immer freiere und hellre Meere,
Bis über Sonn und Sterne weit hinaus.
Und weils den Menschen von der Erde fort
Und stets empor und immer aufwärts drängt,
So mein ich, muß ihm wohl beschieden sein,
Von Reich zu Reich die Flügel einst zu heben,
Bis auch die letzte Last in Licht zerfließt!

Lutz. Du bist so klug wie schön, so fromm wie klug.
Wer lehrt dich alles dies?

Ortrun. Mein Vater fuhr,
Als er noch jung, zur See die langen Jahre,
Ach, wieviel Länder, wieviel Meere hat er
Gesehn! Wir saßen oft am stillen Strande
Und plauderten von Erde, Meer und Himmel.

Lutz. Sieh, hielte mich nicht meines Herrn Gebot,
Und hielte Treue mich nicht zehnmal fester —
Ich gäb dich frei —

Ortrun. Ach tus!

Lutz. Nein, nein!

Ortrun. So laß
Mich einmal nur zurück zum Lande kehren,
Daß ich mein Brüderchen nur einmal sehe,
Ihm einmal die verweinten Augen küsse . . . .

Digitized by Google

Lutz (für sich). Den Bruder, hm.
Ortrun. Was sagst du?
Lutz. Nichts!
Ortrun. Du zauderst . . .
Lutz. Nein, nein, ich zaudre nicht. Es darf nicht sein.
Denn einmal aus des Meers Bereich entlassen,
Bist du für immer unsrer Macht entrückt . . .

Ortrun. Ich kehre ja zurück!

Lutz. Wenn auf dem Rückweg
Zu uns du nicht vor Heimweh stirbst.

Ortrun (leise, zusammengesunken). Das möchte
Wohl sein.

Lutz. Nein Herrin, besser ists, du bleibst.
Dein milder Sinn wird sich zu uns gewöhnen —

(Man hört wieder des Fischers Stimme:)

Mantje Mantje Timpe Tee . . . . e!
Buttje Buttje in de See . . . . e!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so as ick wull wi . . . . ll!

Ortrun. Ich muß hinauf! Und darf ich nicht hinaus —
Dem Meeresspiegel nah, will ich versuchen,
Daß ich erhasche meines Vaters Anblick,
Und ach, vielleicht ist gar mein Bruder da!
Sein liebes, süßes Angesicht erspäh ich
Vielleicht und sehe, ob er viel geweint!

Lutz. Tus nicht!

Ortrun. Ich muß! (Sie schüttelt ihr Röckchen, daß es sich ausbreitet und sie emporträgt.)

5. Szene.

Lutz. Irmeland.

Irmeland (kommt schnell von der anderen Seite). Warum enteilt sie?

Digitized by Google

Lutz. Prinz!
Wenn wir nichts tun, ihr Herzchen zu ermuntern —
Ich steh für nichts! Drum höre meinen Rat!
Ihr Vater ruft nach dir —

Irmeland. Ich hört es wohl.

Lutz. Die hochgeborne Fischersgattin, diese
Stranddistel, scheints, hat frischen Appetit,
Und Gott im Himmel segne sie dafür.
Denn Ortrun nämlich, unser Hoffnungsstern,
Sie, unsre Seele, unser Abendtraum
Und Morgenlicht —

Irmeland. Ich bitt dich, komm zur Sache!

Lutz. Das arme Kind verblutet schier vor Sehnsucht
Nach seinem Brüderchen! Nun fordre du,
Wenn wieder sich mit einem neuen Wunsche
Der Fischer naht, das Söhnlein zum Entgelt!

Irmeland. Das Söhnlein? Bist du toll? Das tut er nicht!

Lutz. Er nicht, das weiß ich wohl. Sie aber tuts,
Die süße Ilsebill.

Irmeland. Ihr eignes Kind?
Ein Weib?

Lutz. Sie ist kein Weib. Denn Herrschsucht macht
Den Mann zum Tiger, doch das Weib zum Teufel.

Irmeland. Ich mags nicht fordern.

Lutz. Nun, so stirbt uns Ortrun
In wenig Tagen untern Händen weg.

Irmeland. Das darf nicht sein, o Gott, das darf nicht sein,
Dann löst sich nie des Feindes Zauberfluch
Von unserm Haupt; denn nie, das fühl ich hier
Wie eines Gottes Mahnung, niemals finden
Wir eine Seele groß und rein wie sie.

Lutz. So tus.

Irmeland. Wohlan, ich tus!

Digitized by Google

Stimme des Fischers (verhallend).
Mantje, Mantje, Timpe Tee . . . . . e . . . .
Irmeland. Du siehst mich bald. (ab)
Lutz (allein, heimlich). Das will ich meinen, denn ich folge dir.
Laß ich mit deinem Herzen dich allein,
So drückt das Herz dir bald die Kehle zu;
Denn stärker ist dein weiches Herz als du!
(Schnell ab.)

6. Szene.

Ortrun und Ole Bulemann (dieser von greulichem Ansehen eines Seeteufels) kommen von der anderen Seite.

Ortrun. (Flüchtend vor Ole Bulemann, doch nicht übertrieben ängstlich):
Was willst du denn von mir — ich trau dir nicht!
Ole Bulemann. Da tust du unrecht, allerliebstes Mädchen.
Ich mein es gut mit dir, ich bin dein Freund!
Ortrun. Nun, einen Freund denk ich mir freilich anders!
Ole Bulemann. Für den beschränkten Schönheitssinn der Menschen
Bin ich nicht allzu schön, das geb ich zu.
Doch weiß ich was!
Ortrun. Was weißt du denn?
Ole Bulemann. Ich weiß,
Daß du wie toll dich härmst nach deiner Heimat
Und daß dich dieser Dummkopf, dieser Narr,
Der Schuft —
Ortrun. O je, o je!
Ole Bulemann. — gefangen hält.
Ich weiß, wenn du ihm seinen Namen nennst,
So bist du frei!

Digitized by Google

Ortrun (eifrig). Und du — du weißt den Namen?
Ole Bulemann. Wohl weiß ich ihn, doch darf
ich ihn nicht sagen,
Auch hilfts dir nichts — er selbst muß ihn verraten.
Ortrun. Er selbst? O wehe mir!
Ole Bulemann. Hör doch nur zu!
Der Einfaltspinsel leidet, mußt du wissen,
An einer närrischen Krankheit: er muß singen!
Was recht vom Grund ihn freut und was ihn schmerzt,
Das kann er schweigend nicht in sich vergraben,
Das muß heraus, sonst sprengt es ihm das Herz,
Er muß es singen, und er singt es heimlich!
Nun merke: tausend Schritt von hier, nicht ferne
Von Rungholt, der verfluchten Stadt, am Rande
Der Seegraswiese steigt ein Riff empor,
Das übers Meer hinaus die Stirn erhebt.
Auf diesen Felsen sitzt er einsam oft
In weißer Mondnacht, und zum Spiel der Harfe,
Entlädt er singend das gerührte Herz.
Leicht, daß er seinen Namen so verrät;
Denn oft schon rief er klagend ihn hinaus,
Und fern ist jede kluge Vorsicht ihm,
Wenn dieser Wahnsinn ihn beim Wirbel packt.
Ortrun (nachdem sie ihn eine Weile sinnend angeblickt hat):
Du hassest ihn wohl sehr.
Ole Bulemann. Ich? Hassen? Ihn?
Oho, oho, hm, hm, o nein — Ich sage
Dir das aus Liebe nur zu dir!
Ortrun (mit komischem Schreck). Ei weh! —
Da müßtest du doch wünschen, daß ich bliebe
Und niemals wieder heimgelangte!
Ole Buleman. Doooh!
Wie häßlich stünd mir solche Selbstsucht an!
Dein Glück geht über alles mir!
Ortrun. Ach so!
Nun tausend Dank. Ich glaub, da kommt der Prinz:

Digitized by Google

Ole Bulemann. So geh ich schnell, daß er
Verdacht nicht schöpft.
Folg meinem Rat! Du wirst es nicht bereun!
(Er verschwindet mit großer Plötzlichkeit.)

Ortrun (allein). Wenns wahr nun wäre —?
Wenn es wirklich wahr —
Zwar: käme Gutes wohl von solchem Bösen?
Ei nun: es kommt ja Böses auch von Guten!
Und kann es schaden, wenn ich diese Nacht
Den Prinzen und sein heimlich Tun belausche?
Ich wills! Ich wills! Zwar horchen ist wohl Sünde —
Verzeih mirs Gott: so muß ich Sünde tun!
Ich will mein Herz so hart wie Felsen machen,
Daß sein Gesang nicht wieder mich verlockt.
Und hör ich seinen Namen — Gott, mein Gott!
Wenn ichs nur denke, blendet mich ein Licht
Wie Sonne, die durch Regenwände bricht —
Vielleicht schon morgen werd ich droben sein —
Ich komm, ich komme, süßes Brüderlein!

Im dritten Akt setzt die böse Ilsebill ihr Leben in Begehrlichkeit fort. Sie bringt es zum König, zum Kaiser und — zur Verbrecherin. Da der Butt für die Erfüllung ihrer Wünsche ihr Söhnlein Ubbe verlangt hat, so stößt sie diesen mit eigener Hand ins Meer.

Im vierten Akt finden Ortrun und Ubbe bei ihren Wanderungen auf dem Meeresgrunde die versunkene Stadt Rungholt. Der zu kurzem Leben erwachte Brunnen der Stadt kündet ihnen die Sehnsucht der Versunkenen nach Erlösung und spricht das Wort:

Liebe, die des Todes Blick bestand,
Hebt aus tiefer Flut versunknes Land.

Als die beiden ihre Wanderung fortsetzen, hören

Digitized by Google

sie den verwunschenen Prinzen singen und seinen Namen nennen. Nun wäre Ortrun frei; aber das Leid der beiden Verwunschenen ergreift sie so tief, daß sie mit den Worten:
Über zertretene Herzen führt kein Weg zum Glück auf die Freiheit verzichtet. Da gibt der Butt sie aus freien Stücken los; in ihrer grenzenlosen Freude darüber küßt sie ihn, und vor ihr stehen der entzauberte Prinz Irmeland und sein Page.

Als sie im letzten Akt die Heimat Ortruns erreichen, ist Ilsebill inzwischen Papst geworden und will nun der liebe Gott selber werden. Ihr Schicksal verläuft wie im Volksmärchen; als aber der Prinz den alten Munk mit in sein Königreich nehmen will, lehnt dieser aus Mitleid mit der tief daniedergedrückten Ilsebill dankend ab. Schon besteigen der Prinz und die bräutliche Ortrun das Schiff zur fröhlichen Fahrt; da steigt, verlockender denn je, das herrliche Rungholt aus den Fluten empor, und in dem Prinzen erwacht die alte unüberwindliche Sehnsucht. Die Liebe zum Weibe kann nicht eines Mannes Lebenswerk sein; er muß den Traum seiner Jugend erfüllen. Von neuem drängt es ihn, den Sprung ans Land zu wagen und Glück und Leben an die Erreichung seines Zieles zu setzen. Ortrun denkt jenes verheißungsvollen Wortes, das sie am Brunnen der Stadt erlauscht, und spricht:

Willst du ein tausendjährig Elend lösen,
So will ich wohl mit dir den Tod bestehn.

Der Prinz aber ruft seinem Diener zu:

Lenk unser Schiff, wie's ihre Lieb' gebeut;
Nie werd' ich König oder werd' es heut.

Sein Boot berührte den Strand, und die erlöste Stadt erwacht zu neuem Leben.

Digitized by Google

Lessings Minna von Barnhelm[1]

Ich habe mir vorgenommen, über Lessing als Dichter zu sprechen, und wer das unternimmt, dem wird hier und da ein gebildeter Deutscher in den Weg treten und sagen: Lessing selber hat erklärt, daß er kein Dichter sei. Er hat erklärt, daß er das, was in seinen Versuchen Erträgliches sei, einzig und allein der Kritik (das bedeutet hier seiner eigenen kritischen Arbeit) zu verdanken habe. Er hat wörtlich geschrieben: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen." Er hat dann aber wenige Zeilen später auch geschrieben: „Die Kritik (unter Kritik ist hier immer nur seine eigene Kritik zu verstehen) soll das Genie ersticken: und ich schmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahekommt."

Bei aller Ehrfurcht vor einem Lessing werden wir auch einem Lessing widersprechen dürfen. Wenn der Schöpfer eines Nathan und einer Minna erklärt, daß er kein Dichter sei, so ist das allerdings verblüffend, um so verblüffender, als der entgegengesetzte Fall, der Fall nämlich, daß ein Nichtdichter behauptet, er sei ein Dichter, entschieden häufiger ist. Meines

[1]) Geschrieben 1905.

Digitized by Google

Wissens steht ein solches Beispiel von Bescheidenheit in unserer Literaturgeschichte überhaupt einzig da; aber wir haben schon an dem zuletzt zitierten Satze gemerkt, daß es immerhin eine stolze Bescheidenheit war, und daß sich Lessing sehr wohl bewußt blieb, mit seinem Druckwerk mehr aus sich herauszupressen, als ein beliebiger Durchschnittsdichter überhaupt zu geben vermag. Der Urheber des Nathan, der Minna und Emilia scheint den Titel eines Dichters abzulehnen, weil der Vorgang des dichterischen Schaffens sich bei ihm unter großen Mühen vollzieht. Nun ist aber nach unserer Psychologie des künstlerischen Schaffens die Schwierigkeit der Geburt durchaus kein Beweis gegen den Wert, gegen die Kraft und Gesundheit der Frucht. Wir wissen, daß oft die größten Künstler mit ihren größten Schöpfungen unter langen, schweren, bitteren Ängsten gerungen haben, und daß es Talente gibt, die mit spielender Leichtigkeit Vers auf Vers und Buch auf Buch hervorbringen und dabei nie über ein anständiges Mittelmaß hinauskommen. Wenn aber der große, ehrliche, überehrliche Mann gar seine Dichtungen seiner kritischen Arbeit danken zu müssen glaubt, so dürfen wir, glaube ich, sogar mit Ehrerbietung lächeln. Auch mit der tiefsten kritischen Einsicht in die Gesetze der Kunst, auch mit dem sichersten ästhetischen Urteil, auch mit den feinsten Zangen und stärksten Hebeln der Logik und Dialektik bringt man keine Gestalten hervor, die noch nach anderthalb Jahrhunderten die Herzen rühren und entzücken und die Augen lachen und weinen machen. Man könnte ebensogut behaupten, daß man mit gesammelter Kraft des Gemüts eine algebraische Gleichung auflösen könne. Lessing ist für mich nur in seiner Minna, seinem Nathan und seiner Emilia ein Dichter. Was er sonst geschrieben hat, scheint mir auf eigentlich dichterische Bedeutung keinen Anspruch zu haben.

Digitized by Google

Womit ich beileibe nicht sagen will, daß mans nicht mehr zu lesen brauchte und daß man nicht oft seine helle künstlerische Freude daran haben könnte. Ja, helle Freude, das ist sogar das treffendste Wort. Wie bei den kritischen und ästhetischen Schriften Lessings, so genieß ich auch bei den meisten seiner dichterisch belanglosen älteren Stücke und bei seinen Versen das entzückte Behagen an der blitzblanken Klarheit dieses Intellekts an der — ich möchte sagen —: holländischen Reinlichkeit dieses großen und erlauchten Geistes. Wir kennen alle die innige Freude an einem peinlich-reinlichen Wohnraum, an einer strahlend sauberen Gewandung. Stundenlang und immer von neuem kann ich mich freuen über die Reflexe blinkender Möbel und Geräte, über die silberne Klarheit weißer Vorhänge, über die Unsichtbarkeit geputzter Scheiben. So mächtig ist Reinlichkeit, daß sie selbst Nüchternheit vergoldet. Wenn man das keinen dichterischen Genuß nennen will, so ists doch gewiß ein künstlerischer. Und wie in solch einem Raume, so gern wohne ich in Lessings Geiste, so gern durchwandere ich langsam, still und glücklich lächelnd seine Kammern und Gemächer.

Wenn ich nun erklären soll, warum der Lessing der Minna, der Emilia und des Nathan für mich ein Dichter ist, so muß ich mit einem schamhaften Bekenntnis beginnen. In unserer Zeit der schnodderigen Männlichkeit heißt Rührung so viel wie Sentimentalität und Rührseligkeit, und besonders eines Mannes gilt es für unwürdig, mit feuchten Augen im Theater oder über einem Buche zu sitzen. Und da muß ich leider bekennen, daß ich, als ich vor kurzem Lessings Minna von Barnhelm wieder las und wieder im Theater sah, beidemal Tränen vergossen habe. Und das nicht selten bei den lustigsten Stellen. Man sagt sonst wohl scherzend von einem schlechten Lustspiel, daß es zum Weinen sei; mir scheint aber, es kann auch das höchste

Digitized by Google

Lob für ein Lustspiel sein, wenn es uns — nicht nur Lachtränen — sondern auch echte Tränen entlockt. Und ich kenne kein Lustspiel, das so ergreifend lustig wäre wie Minna von Barnhelm; denn ich kenne keins, in dem so viele kindlich lautere Herzen mit so viel ungeschützter Offenheit sich hingeben an eine arglistige Welt. Es ist die Rührung, die uns übermannt, wenn wir ein Kind betrachten, das mit gläubigen Augen in ein Leben hinausblickt, dessen Greuel und Erbärmlichkeiten wir kennen. Und doch sind diese Menschen viel mehr als Kinder; diese Minna und dieser Tellheim wenigstens sind kluge, verstandesklare Menschen, die nicht umsonst die furchtbaren Menschlichkeiten einer kriegerischen Zeit gesehen haben; aber sie entblößen dennoch ihre Herzen vor der rauhen Luft des Lebens in dem sicheren Gefühl, daß das Leben seinen letzten Wert verliert, wenn man es in beständiger Furcht und Vorsicht verbringt. Dieser Tellheim läßt sich bewußt betrügen von seinem Wirt, und diese Minna läßt sich halbbewußt beschwindeln von dem Leutnant Riccaut. So lassen sie sich bewußt und halbbewußt vom Leben betrügen nach Art der vornehmen Leute, die den Betrug verachten, aber nicht verfolgen, weil sie einen Schatz im Herzen tragen, der der Arglist unerreichbar ist.

Es ist wahr: viel Edelmut ist in diesem Lustspiel. Dieser Major und dieses Edelfräulein, diese Kammerzofe und dieser Wachtmeister, diese Dame in Trauer und dieser Graf von Bruchsal, ja selbst dieser Bediente des Majors, sie sind alle edelmütig und zum mindesten kreuzbrav und ehrlich. Wäre das Stück in unseren Tagen entstanden, so würde dieser Umstand allein genügt haben, es unter einer Flut von borniertem Spott zu verschütten. Für mich erledigt sich diese Frage der Charakteristik durch zwei klare Fragen und zwei klare Antworten. Die eine Frage

Digitized by Google

heißt: Leben diese Menschen? Die Antwort liegt vor; nahezu anderthalb Jahrhunderte haben sie gelebt. Es war ein naives, nicht übertrieben pietätvolles Publikum, vor dem ich zuletzt die Minna spielen sah, und dieses Publikum lebte von Anfang bis zu Ende; also mußten auch wohl die auf der Bühne leben. Die andere Frage lautet: lieben wir diese Menschen? Diese Frage muß wohl jeder für sich beantworten. Was mich betrifft, ich liebe sie alle; ich liebe sogar diesen komisch unverschämten Wirt und diesen armseligen Aufschneider Riccaut. Aber ich liebe über alles — hier muß ich mit einem zweiten Geständnis hervorrücken — ich liebe seit meinen Knabenjahren mit unverbrüchlicher Treue dieses Fräulein von Barnhelm. Wenn ich mir unter den Frauengestalten des deutschen Dramas meine Lebensgefährtin hätte suchen sollen, dann — man erschrecke nicht vor diesem Frevel — dann wäre ich nicht nur an den Theklas und Bertas, ich wäre sogar an den Gretchen und Klärchen vorüber und schnurstracks auf diese Minna zugegangen und hätte mit ebensoviel Sturm wie Ausdauer um sie geworben. „Sie," hätte ich gesagt — nicht du, denn sie ist etwas Zierliches, dem ein kunstsinniger Bewerber leise die Fingerspitzen küßt — „Sie," hätte ich gesagt, „Sie sind das, was ein Mann verehren muß und zugleich lieben kann. Sie haben von den Tugenden und von den Fehlern des Weibes die liebenswürdigsten, Sie sind ein Kamerad und doch ein Weib, Sie können jauchzen wie ein Kind, daß einem die Tränen ins Auge schießen, und Sie können entschlossen handeln wie ein Mann; Sie sind zu klug und zu stolz, um Sklavin zu sein, zu vornehm und liebevoll, um herrschen zu wollen; Sie haben — unabsichtlich, wie all Ihr Denken und Handeln ist — sich selbst am schönsten charakterisiert, als Sie riefen:

Digitized by Google

„Franziska, wenn alle Mädchens so sind, wie ich mich jetzt fühle, so sind wir sonderbare Dinger. — Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm — du wirst mich nicht verstehen. Ich verstehe mich wohl selbst nicht."

Sie können nicht nur Glück geben, Sie können auch empfangen; nirgends ist ein dauerndes Liebesglück, wenn nicht an Ihrer Seite; denn Ihre Zärtlichkeit kann nicht schal werden durch Unterwürfigkeit, nicht abstoßend durch Kargheit usw.", und wenn dann diese Minna, wie mit Sicherheit anzunehmen, mir geantwortet hatte: „Ich ziehe den Major v. Tellheim vor — suchen Sie Trost in einer anderen Liebe," so würde ich genau wie Tellheim, dem ich diese Worte immer bis auf den letzten Buchstaben geglaubt habe, erwidern:

„Ah, der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann."

Für mich hat die Frage, ob der Mann, der solch einen Menschen ins Leben rufen konnte, der ein Mädchen erzeugen konnte, das nach 142 Jahren in unberührtem Jugendreize erstrahlt, ein Dichter sei — für mich hat diese Frage etwas unbedingt Komisches.

Um dieser Minna willen habe ich als Junge dem Tellheim des vierten Aktes gegrollt; er erschien mir wie ein unleidlicher Dickkopf, daß er sich noch lange sträubte, dieses Mädchen zu seiner Frau zu machen. Das Kind hat keine klare Vorstellung von der sozialen Bedeutung der Ehre. Erst der Mann, der im Lebenskampfe steht — nicht einmal der Jüngling — erkennt ihr ganzes, furchtbares Gewicht, und er lernt, daß die größten und gewandtesten Schurken unter seinen Feinden vor allem nach seiner Ehre zielen. Er erkennt, daß dieser Tellheim tut, was wenige tun würden, daß er aber nicht mehr als das

Digitized by Google

Rechte tut; er erkennt, daß ohne solche Dickköpfe die Welt längst aus dem Leim gegangen wäre, daß sie die mächtigen, tief eingerammten Pfähle sind, die alles gewonnene Kulturland festhalten und ohne die alle schönen Güter der Kunst, der Wissenschaft und Sitte von den Fluten der Leidenschaft hinweggerissen, von der schmeichelnden Welle des Leichtsinns fortgespült würden. — Und doch — wie sehr ist er fühlender, warm lebendiger Mensch. Wie ganz ohne Aufdringlichkeit, ohne Eitelkeit und Bewußtheit ist sein Edelmut; wie delikat, wie unendlich zart ist er in seiner Freigebigkeit! Und als er seine Minna unglücklich glaubt, löst sich da nicht alle Starrheit in ihm auf, gibt er da nicht seine Grundsätze, seine strengen Ehrbegriffe preis, um nur helfen zu können? Er will lieber auf die Wiederherstellung seiner Ehre verzichten als einen geliebten Menschen hilflos leiden sehen; er will lieber ein Mensch sein als ein eherner Charakter. Und daß uns diese ganz verschiedenen Charakteroffenbarungen trotzdem so widerspruchslos erscheinen, daß wir ununterbrochen das Gefühl haben: ja, alle diese Handlungen und Worte fließen aus einer und derselben Persönlichkeit, vielmehr, daß uns die Frage: „Ist das derselbe Tellheim?“ gar nicht aufsteigt — ja, wie nennt man denn die Menschen, die so einheitliche seelische Gebilde hervorbringen können, wenn man sie nicht Dichter nennt? Und ist nicht ein ebensolches Prachtstück an Geschlossenheit und innerer Konsequenz diese Franziska? Sie ist eine Kammerjungfer; aber sie ist mit ihrer Herrin zusammen erzogen und hat alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Welche Gefahr lag hier wohl näher, als daß ein Zwitterding entstanden wäre, eine zudringliche Übervertrauliche oder ein „gebildetes Dienstmädchen“? Und gibt es etwas, was mit sichrem Takt und zugleich mit stärkerem

Digitized by Google

Gefühl für das Lebendige geschaffen wäre, als dieses springlebendige, delikate Frauenzimmerchen? Dieses Mädel hat nicht nur dasselbe gelernt, was seine Herrin gelernt hat, es ist klug, schalkhaft, anmutig, offenherzig, ehrlich und gütig wie seine Herrin und ist trotz alledem ein anderer Mensch. Sie ist mit wunderbarer Kunst um ein paar Schattierungen bürgerlicher gehalten als das Fräulein; aber wenn ihr Wachtmeister auch schon nach einem Jahr General würde, so würde sie nach einem Jahre mit dem seltsamen Anpassungsinstinkt solcher Frauen eine komplette Generalin geworden sein, so gewiß, wie ihr Werner auch als Generalfeldmarschall ein Wachtmeister bleiben würde. Mit den Mitleidswürdigen hat sie fast mehr Mitgefühl als ihre Herrin; gegen den Unwürdigen weiß sie ihre Milde abzumessen, und dem groben Diener, der sie verkannt hat, bittet sie ihr Unrecht im stillen ab. Während der herrlichen Minna das Herz gar leicht in den Hals und in den Kopf steigt, hat es dieses Blitzmädel immer auf dem rechten Fleck. Sie ist keck und mundfertig, diese Zofe, und doch glaubt man an ihre Bildung; sie macht dem Wachtmeister die Cour und endlich einen Heiratsantrag, und sie bleibt trotzdem ein Weib. „Ein wahrer Ausbund von Vortrefflichkeit," würden die Rezensenten von heute höhnen. Jawohl, aber er lebt, dieser Ausbund, meine Herren! Er lebt noch heute zur innigen Freude aller derer, die die Minna sehen und lesen, und ich, nachdem ich mir von der Minna einen Korb geholt hätte, und wenn ich nach ihr überhaupt eine andere hätte lieben können, würde mich darauf unbedingt an die Franziska gehalten haben, an dieses warmherzige Rokokofigürchen.

Ja, es ist viel, sehr viel Edelmut und Vortrefflichkeit in diesem Lustspiel, und das würde ihm

Digitized by Google

heute den Hals brechen. Unsere kritischen Rechthaber würden es unwahr und verlogen nennen. Sie würden sagen — und mit Recht sagen — eine solche Häufung von ausgezeichneten Menschen gäbe es nicht in der Wirklichkeit — ja die verbissensten würden sagen, solchen Edelmut und so viel Bravheit gäbe es bei keinem Menschen. Und sie würden dabei den alten Irrtum wiederkäuen, daß nur das Wirkliche wahr sei. Ist unsere Sehnsucht keine Wahrheit, unsere Hoffnung, unser Glaube, unsere Phantasien — sind sie nicht Wahrheiten? Ist nicht selbst in unseren Träumen Wahrheit? Sind Böcklins ideale Landschaften und Klingers Phantasiestücke vielleicht Abbilder der Wirklichkeit? Und sind sie, weil sie es nicht sind, verlogen oder unwahr? Sind Beethovens neun Sinfonien Wahrheiten? Und hat man vielleicht einmal gehört, daß die Wirklichkeit irgendwo in Sinfonien erklänge? Ist nicht die ganze Musik eine Kunst des Unwirklichen? Nun erlaubt man ja wohl auch heute noch der Dichtung, daß sie die Wirklichkeit überschreite und die Gebilde unserer Hoffnung, unserer Sehnsucht, unserer Phantasie zur künstlerischen Erscheinung bringe. Aber seltsamerweise soll es nicht auf moralischem Gebiete, nicht in der Richtung der moralischen Vervollkommnung erlaubt sein. Ein moralisches Gefilde der Seligen soll der Dichter nicht vor uns auftun dürfen. „Ja aber," wirft man uns ein, „Sinfonien und Klingersche Zyklen vom Tode und vom Handschuh erheben auch nicht den Anspruch, Abbilder der Wirklichkeit zu sein; das tut aber ein Lustspiel wie das Lessingsche!" Wer sagt das? Wo beim Jupiter steht denn geschrieben, daß Lessing ein getreues Abbild der Wirklichkeit geben wollte? Wo ist denn gesagt, daß er eine solche Ansammlung von prächtigen Menschen jemals beobachtet habe? „Oh," wird man vielleicht

Digitized by Google

einwerfen, „er gibt uns nicht nur Helden und Engel zu sehen, er läßt auch einen Filou und einen Lumpen vor uns auftreten, und damit und mit der ganzen realen Umgebung seiner Menschen nötigt er uns, uns in eine reale Welt zu versetzen.“ Daran ist etwas Wahres. Der Dichter, der seine Schöpfung ganz in den Bereich seiner Phantasie erhebt, mag seine Menschen mit Flügeln versehen und zu Engeln machen; wenn er uns wirkliches Menschenleben vortäuschen will, so muß er in den Grenzen des menschlich Möglichen, des menschlich Erreichbaren bleiben. Aber gibt es nicht innerhalb der Wirklichkeit eine Entwicklung, und wäre der Dichter, der Deuter unserer Zukunft, so sklavisch beschränkt, daß er eine Entwicklung nicht vorausnehmen dürfte, soweit sein ehrlicher Glaube reicht? Ich möchte mich durch ein drastisches Beispiel deutlicher erklären. Wenn heute ein Dichter einen Erfinder auf die Bühne brächte, der eine Verbindung mit dem Mars hergestellt hätte, so würden wir diesen Erfinder in einem auf realistischen Voraussetzungen aufgebauten Drama nicht ernst nehmen; zwischen der Wirklichkeit und dieser angenommenen Möglichkeit würde ein unüberbrückbarer Spalt klaffen, und wir könnten an diesen Erfinder und damit an dies ganze Stück nicht glauben. Wenn dagegen der Dichter uns einen Erfinder zeigte, der eine brauchbare Flugvorrichtung erfunden hätte, so würden wir, obwohl eine solche Vorrichtung heute noch nicht existiert, dennoch an diesen Menschen und an seine Handlungen glauben können; denn diese Erfindung halten wir bereits für möglich, halten ernsthafteste Gelehrte für möglich. So, meine ich, darf ein Dichter, der die Illusion der Wirklichkeit anstrebt, uns zwar keine schlechthin vollkommenen, keine übermenschlich edeln Charaktere aufnötigen wollen, wohl aber darf er uns Menschen in einer

Digitized by Google

Vervollkommnung zeigen, die vielleicht äußerst selten ist, ja, die heute vielleicht überhaupt noch nicht zu finden ist, die uns aber bei einer fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts erreichbar dünkt. — — — —

Irrig ist aber auch die weitverbreitete Meinung, daß der glückliche Ausgang eines Dramas mit Notwendigkeit erfolgen müsse. Welch eine kindliche Kurzsichtigkeit im Erfassen der Welt! Gibt es denn ein Menschenschicksal, das glücklich enden müßte? Nein. Es gibt zahllose Schicksale von Menschen und Menschenverbänden, die traurig enden müssen; aber nicht ein einziges gibt es, das mit Notwendigkeit fröhlich enden müßte. Alle, alle sind wir Kinder des Unglücks. Das war der tiefe Sinn der griechischen Schicksalstragödie. Darum gibt es wohl viele Trauerspiele, an deren Schlusse wir uns sagen: So mußte es kommen; am Schlusse eines Lustspiels aber kann es höchstens heißen: So konnte es kommen. Ein Glücklich-sein-müssen kennt das Schicksal nicht; erbarmungslos treibt es jede Schuld von uns ein; aber es kennt keine Wechsel und Obligationen, die es selbst honorieren müßte. Und so ist die Tragödie eine Kunst der Notwendigkeit, das Lustspiel aber eine Kunst der Hoffnung.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Digitized by Google

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Neuester Band von Otto Ernst

Vom grüngoldnen Baum

Humoristische Plaudereien

Mit Buchschmuck von M. Bernuth

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50

16. bis 20. Tausend

„Daß es mir am Abend des 11. Oktober nicht just zum Lachen ums Herz war, könnte ich mir nötigenfalls ärztlich bescheinigen lassen. Dennoch hörten mich meine Hausgenossen an jenem Abend mit Lachen so loslegen, daß jemand aus dem unteren Stockwerk ins Studierzimmer heraufkam nachsehen, was es denn so Lustiges gäbe, und daß zwei Ferienkinder, die bereits in ihren Betten lagen und einschlafen sollten, in das Lachen, das auch in ihre Stube drang, unwillkürlich mit einstimmten. Die Loreley, die mit ihrem Singen zuwege brachte, daß ich die mein Lebensschifflein bedrohenden kalkigen Riffe nicht mehr sah, ist Otto Ernst mit den Humoresken, die er gleich süßen Orangen vom grüngoldnen Baum des Lebens gepflückt hat. . . ." (Berner „Bund“.)

„. . . Zwei wohlgemeinte Ratschläge möchte ich dem Leser mit auf den Weg geben: erstens, er lese jeden Tag nur ein paar Seiten; er wird sich dadurch den Genuß des Buches auf längere Zeit sichern; und zweitens lese er die Geschichten nicht inmitten ernster Gesellschaft, weil er seines lauten Auflachens wegen wohl für verrückt gehalten wird; oder, er lese sie laut vor: eine unbezahlbare Stunde frohen Genusses. Dem Lehrer sei das Buch außerdem als Medizin gegen Ärger und Verdruß verschrieben. Ich wette, die köstlichen Früchte vom grüngoldnen Baum werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Also . . . . greift zu!" (Hessische Schulblätter.)

„Ein ergötzliches und wirklich lustiges Buch. Wenn man darin liest, muß man oft laut auflachen, so drastisch ist seine Komik." (Deutsche Romanzeitung.)

Digitized by Google

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Wohlfeile Bücher von Otto Ernst

Der süße Willy

Die Geschichte einer netten Erziehung

13. bis 17. Tausend
Kartoniert M. 1.—

„Diese Geschichte einer netten Erziehung ist vielleicht das überhaupt Beste auf dem Gebiet der satirischen Pädagogik."
(Der Volkserzieher.)

„Humor ist ein seltenes Ding geworden in unserer Zeit. Seit dieser Vorwurf zuerst den Naturalisten gemacht wurde, hat sich wenig geändert, und noch immer kann man diese Klage mit derselben Berechtigung erheben. Angesichts der ungeheuren Flut von Büchern, die jeder Tag heranschwemmt, ragen nur wenige durch ihren Gehalt an froher Laune hervor. Um so freudiger muß man zwei Bücher begrüßen, die der bekannte Verlag von L. Staackmann in Leipzig auf den Markt gebracht hat. „Der süße Willy" von Otto Ernst ist das eine. Der bekannte Autor hat ja gerade auf dem Gebiete der lustigen Satire seine schönsten Erfolge errungen. Die Geschichte einer „netten" Erziehung hat nun Ernst in solch köstlicher Art wiedergegeben, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt. Aber es werden dabei ganz tüchtige Hiebe ausgeteilt. Die so häufig vorkommende falsche und unsäglich dumme Erziehung eines „Muttersöhnchens" wurde selten eindringlicher dem Leser vor Augen geführt wie in diesem Büchlein, das, in diesem Sinne genommen, auch von sozialer Bedeutung ist."
(Literar. Deutsch-Österreich.)

„Ein boshafteres und ein heilsameres Buch läßt sich kaum denken. In seiner lustigen Satire wirksamer als jede pathetisch gehaltene Erziehungslehre."
(Heimgarten.)

„Dieses wunderbare Buch ist genügend gelobt worden und steht als eines der besten von Otto Ernst da; wir wollen dem Dichter nicht auch noch Weihrauch streuen, sondern nur kurz die Tatsache feststellen, daß eine solch launige interessante Jugend-Humoreske seit langem nicht erschienen ist. Ein weiterer Beweis ist die vorliegende neue Auflage, welcher zeigt, daß der Leserkreis beträchtlich ist."
(Zeitstimmen.)

Digitized by Google

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Wohlfeile Bücher von Otto Ernst

Siebzig Gedichte

Neue und alte Verse

16. bis 20. Tausend :: Elegant kartoniert M. 1.—

„Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne, aus bestimmtem Anlaß ans Licht gedrungen, aber wie hoch hinaufgehoben in die Verklärung reiner Kunst! Tausende haben solchen Aufschrei aus der Qual gemeinster Lebensnot getan, dem einen aber hat er sich zum erschütternden Kunstwerk gewandelt."
(Gartenlaube.)

„Ein wirklicher Poet hat dies Buch mit seinem Herzblut geschrieben. Um den Leser für dieses schlichte, treuherzige Buch zu erobern, möchten wir am liebsten ein ganzes Schock Gedichte hier abdrucken." (Köln. Ztg.)

„Wir dürfen diesen lyrischen Ergüssen ohne Vorbehalt die Anregung reinster und edelster Kunst darbringen."
(Bresl. Morgenzeitung.)

„Otto Ernst beherrscht die ganze Skala der Empfindungen von der wunderbaren stillen Glücksempfindung bis zum Hader mit dem Giganten Schicksal. Er komponiert sowohl hinreißend Balladen, als auch süße weiche Liebeslieder. Allem was gesund, gut und groß ist, schlägt dieses Dichters Herz."
(Bremer Nachr.)

„Diese Gedichte verdienen Volkseigentum zu werden."
(Die Frau.)

„Der Dichter hat die früheren Ernten mit energischer Selbstkritik gründlich durchgesiebt und die Spreu ehrlich vom Weizen gesondert. Nun aber wirken so manche seiner bekannten Gedichte ganz anders, viel frischer, selbständiger. . . . Otto Ernst ist ein tiefempfindender Mann, ist zugleich aber ein Meister in der Beherrschungskunst der äußeren Darstellungsmittel, und darum sollte diese Volksausgabe seiner Gedichte überall Eingang finden, wo man in der Dichtkunst Gemüt und Schönheit sucht." (Münsterischer Anzeiger.)

Digitized by Google

Schriften von Otto Ernst

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig:

Appelschnut. Altes und Neues von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Illustriert von Rich. Scholz. 16. bis 20. Tausend. Gebunden M. 6.—.

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. 71. bis 75. Tausend. Broschiert M. 3.50, gebunden M. 4.50, Halbfranz M. 6.—.

Bannermann. Schauspiel. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen. 5. und 6. Tausend. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Blühender Lorbeer. Plaudereien, Reden und Andachten über deutsche Dichter. 1. bis 10. Tausend. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Ein frohes Farbenspiel. Humoristische Plaudereien. 23. und 24. Tausend. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Flachsmann als Erzieher. Komödie. 26. und 27. Tausend. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Gedichte. Der neuen Gedichte 2., der Gedichte 3. Auflage. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Die Gerechtigkeit. Komödie. 4. bis 6. Tausend. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Humoristische Plaudereien. 3 Bände, schmiegsam gebunden in Karton (enth.: „Ein frohes Farbenspiel“, „Vom geruhigen Leben“, „Vom grüngoldnen Baum“) M. 10.50.

Das Jubiläum. Festspiel. Broschiert M. —.75, kart. M. 1.25.

Jugend von heute. Komödie. 11. Tausend. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Digitized by Google

Schriften von Otto Ernst

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig:

Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen. 4. und 5. Tausend. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Ortrun und Ilsebill. Märchenkomödie. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Semper der Jüngling. Ein Bildungsroman. 41. bis 45. Tausend. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—, Halbfranz M. 7.—.

Semper-Romane. 2 Bände, schmiegsam gebunden in Karton (enth.: „Asmus Sempers Jugendland" und „Semper der Jüngling") M. 9.50.

Siebzig Gedichte. Neue und alte Verse. 16. bis 20. Tausend. Kartoniert M. 1.—.

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen. 3. Tausend. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Die größte Sünde. Drama. 8. Tausend. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Tartüff der Patriot. Satirische Komödie. Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien. Neue Ausgabe. 25. und 26. Tausend. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Vom grüngoldnen Baum. Humoristische Plaudereien. 16. bis 20. Tausend. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Der süße Willy. Die Geschichte einer netten Erziehung. 13. bis 17. Tausend. In elegantem Pappband M. 1.—.

Digitized by Google

Schriften von Otto Ernst

Im Verlage von M. Glogau jr. in Hamburg:

Hamborger Schippergeschichten. Nach Holger Drachmann ins Plattdeutsche übertragen. 7. und 8. Tausend. In Originalband M. 1.50.

Im Verlage von H. Haessel in Leipzig:

Des Kindes Freiheit und Freude. 6. Tausend. M. 1.—.

Im Verlage von Schuster & Loeffler in Berlin.

Lessing. Eine Monographie. Elegant kartoniert M. 1.50.

Jugendschriften.

Im Verlage Etzold & Co. in München:

Im Wunderwald. Mit Bildern von Arthur Heyer. Gebunden M. 4.—.

Im Verlage Georg W. Dietrich in München:

Hinaus ins Freie. Mit Bildern von K. Mühlmeister. Gebunden M. 2.—.

Im Verlage Jos. Scholz in Mainz:

Des Kindes Schlaraffenland. Mit Bildern von H. Schwedter. Gebunden M. 3.—.

Im Oktober 1910 erscheint im Verlage von L. Staackmann in Leipzig:

Blühender Lorbeer. Plaudereien, Reden und Andachten über deutsche Dichter. 1. bis 10. Tausend. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Inhalt: Erinnerungen an Detlev v. Liliencron — Fontane — Anzengruber, der Tendenzdichter — Friedrich Hebbel als dramatischer Dichter — Heinrich Heines Seele — Schiller — Goethes gesellige Lieder — Lessing der Dichter.

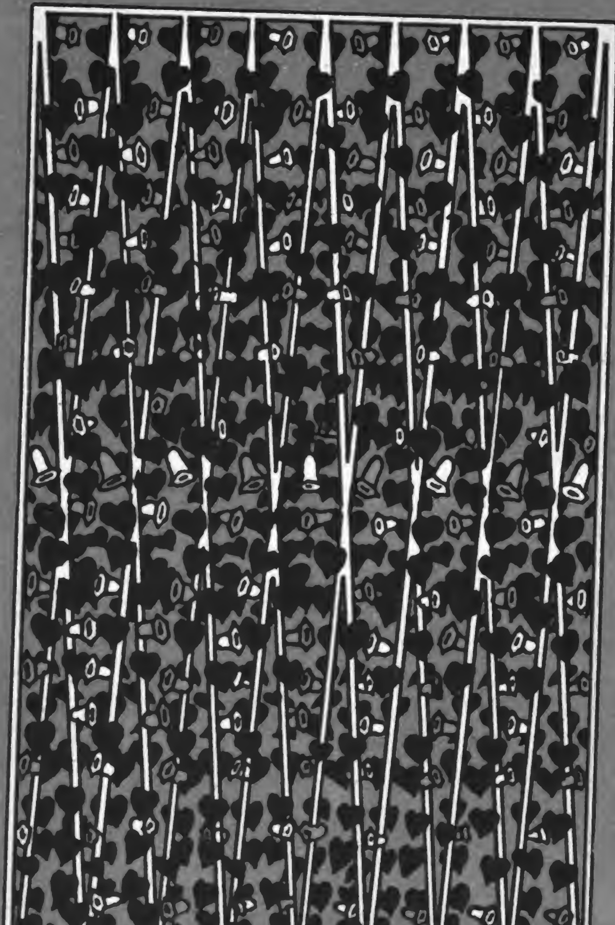
Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Digitized by Google

08076655

008076655a

Digitized by Google



89008076655

b89008076655a